

nicht minder in die Tiefe des christlichen Daseins heute. Wenn wir sie uns zu eigen machen, stimmen wir ein in den Chor, der den Papst am Tage seiner Krönung, im März, begrüßen wird mit dem biblischen Wort: Du bist Petrus. Auf diesen Felsen baue ich meine Kirche.

## Meldungen aus der katholischen Welt

### Aus dem deutschen Sprachgebiet

**Eine kirchliche Jahresbilanz der deutschen Sowjetzone** Das einzige katholische Kirchenblatt der Sowjetzone, „Tag des Herrn“, das in hervorragendem Zwei- und Mehrfarbendruck im St.-Benno-Verlag in Leipzig erscheint, mit empfindlichem Papiermangel und mit den noch empfindlicheren staatlichen Zensurbestimmungen zu kämpfen hat, aber von Geistl. Rat Gülden sehr geschickt und wohltuend gestaltet wird, veröffentlicht in der Nr. 1/2 des neuen Jahres eine statistische Jahresbilanz über die kirchliche Situation in der deutschen Sowjetzone. „Wir haben nach der Zählung dieses Jahres in der DDR und in Groß-Berlin zusammen 2 165 868 Katholiken.“ Für sie wirken 1500 Welt- und Ordensgeistliche, während sich 338 junge Männer (ohne die Alumnen in Neuzelle und auf der Huysburg) auf das Priestertum vorbereiten.

### Seelsorgszahlen aus den einzelnen Bistümern und Bezirken

Das Bistum *Meißen* umfaßt 482 780 Katholiken, 102 Pfarreien, 104 Vikarien und Lokalkaplaneien und 651 Gottesdienststationen; 298 Seelsorgsgeistliche, 45 Priesterseminaristen, 6 Neupriester 1955 (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 52).

Das Erzbischöfliche Kommissariat *Magdeburg* (Erzdiözese Paderborn) umfaßt 480 000 Katholiken, 228 Seelsorgstellen und 1065 Gottesdienststationen; 300 Seelsorgsgeistliche, 82 Priesterseminaristen, 8 Neupriester 1955.

Das Bischöfliche Generalvikariat *Erfurt* (Diözese Fulda) umfaßt 318 488 Katholiken, 215 Seelsorgstellen und 587 Gottesdienststationen; 256 Seelsorgsgeistliche, 89 Priesterseminaristen, 5 Neupriester 1955.

Das Bischöfliche Kommissariat *Schwerin* (Diözese Osnabrück) umfaßt 153 000 Katholiken, 65 Seelsorgstellen und 468 Gottesdienststationen; 102 Seelsorgsgeistliche, 7 Priesterseminaristen, 1 Neupriester 1955.

Das Erzbischöfliche Amt *Görlitz* (Rest der verwaisten Erzdiözese Breslau) umfaßt 90 992 Katholiken, 57 Seelsorgstellen und 250 Notgottesdienststationen; 102 Seelsorgsgeistliche, 14 Neupriester 1955.

Das Bischöfliche Kommissariat *Meiningen* (Diözese Würzburg) umfaßt 35 858 Katholiken, 26 Pfarreien und Kuratien und 171 Gottesdienststationen; 34 Priester, 2 Priesterseminaristen.

Diese Zahlen (die zugleich als Berichtigung zu unserer Darstellung „Priester und Priesterseminaristen in den deutschen Diözesen“, Soziographische Beilage Nr. 2, Herder-Korrespondenz 9. Jhg., gelten mögen) spiegeln die ganze Not und den Priestermangel der deutschen Diaspora. Während nicht einmal sämtliche selbständigen Seelsorgsstellen besetzt werden können, müssen die wenigen vorhandenen Priester immer zugleich mehrere, oft weit auseinanderliegende Gottesdienststationen betreuen.

Die Priesterseminaristen — das konnte selbstverständlich in dem sowjetzonalen Kirchenblatt nicht ausgesprochen werden — haben mit den staatlichen sozialen und geistigen Erschwernissen zu kämpfen; ihre Zahl im Verhältnis zu den Katholiken ist durchschnittlich nur halb so groß wie in der Bundesrepublik.

### Taufen und Firmungen

Die Zahl der Taufen in der Sowjetzone und in Berlin ergibt gegenüber 1949 ein Absinken von 27 589 auf 23 471; das sind nur knapp 11 Täuflinge auf 1000 Katholiken (gegenüber der etwa anderthalbfachen Zahl in der Bundesrepublik). Diese Zahl ist sicherlich zum größten Teil durch den rapiden Geburtenrückgang in der Sowjetzone verschuldet (es herrscht ja dort nicht ein Geburtenüberschuß, sondern ein Unterschuß von 2,3/1000 Einwohner), doch trägt dazu auch die schwierige Diasporalage und ein Einbruch der kommunistischen Propaganda bei. — Insgesamt empfangen im vergangenen Jahr 18 582 Jungen und Mädchen das Sakrament der Firmung.

### Neue Kirchen

Kirchweihen und Benediktionen von Kapellen feierten im vergangenen Jahr in den einzelnen Kirchenbezirken folgende Orte:

Diözese Berlin: Berlin-Grunewald, Leegebruch, Berlin-Borsigwalde, Berlin-Zehlendorf-Süd;

Diözese Meißen: „Karl-Marx-Stadt“, Kunersdorf, Demitz-Thumitz, Schmiedeberg, Königwartha, Schneeberg;

Erzbischöfliches Amt Görlitz: Weißwasser, Stalinstadt; Bischöfliches Kommissariat Schwerin: Levitzow, Kraak, Gielow;

Bischöfliches Kommissariat Meiningen: Pößneck, Wolfmannshausen;

Über die Bezirke Magdeburg und Erfurt lag ein Bericht über den Kirchenbau noch nicht vor.

### Kirchenaustritte

Noch weit trauriger als der Rückgang der Taufzahlen stimmt die Zahl der Kirchenaustritte, die von 3733 (1948) auf 9973 angestiegen sind. Jeder 220. Katholik ist in der deutschen Sowjetzone also im vergangenen Jahr aus der Kirche ausgetreten. Das ist für sich betrachtet viel; aber es ist wenig, wenn man es in Beziehung setzt zu der Intensität der antireligiösen Propaganda, die Staat und Partei in steigendem Maß durch soziale Maßnahmen sanktionieren. Das Leipziger Kirchenblatt setzt hinzu: „Das sind jene, die sich wirklich abgemeldet haben, viele davon gewiß nach jahrelangen inneren Kämpfen. Wie viele werden heute mitten in denselben Auseinandersetzungen stehen und morgen oder übermorgen gehen? Und noch mehr bedrängt uns die Frage: Wie viele treten Jahr um Jahr beiseite, auch ohne den formellen Austritt?“

### Was nicht in Zahlen erfassbar ist

Josef Gülden schließt seinen Überblick: „Aber wir haben trotzdem keinen Grund, mutlos zu werden. Das Leben der Kirche hat sich in der Diaspora noch nie in Zahlen ausdrücken lassen. Wir spüren, wie Gottes Geist trotz aller unserer Schwäche durch unsere Gemeinden weht, wie er so viele Eltern treu, die Jugend standhaft, die Kinder reif macht. Viele Andersdenkende schauen zur Kirche auf. In allen Schichten wächst ein neues Suchen!“

**Die Ehevorbereitung** In der Herder-Korrespondenz (4. Jhg., S. 206, und 5. Jhg., S. 473) wurde über die Tätigkeit des Centre Catholique „Familia“ an der Universität Ottawa berichtet.

Dort wird unter der Leitung von P. André Gay OMI seit Jahren ein erfolgreicher Fernunterricht zur Vorbereitung auf die christliche Ehe durchgeführt, der schon Tausenden junger Katholiken zu einer wichtigen Hilfe auf dem Weg in die eigene Familie geworden ist. Die Bischöfe von Kanada sind für diese Ergänzung und Entlastung der Pfarrseelsorge dankbar.

Im Jahre 1951 entstand auf dem Salvatorberg in Aachen die Arbeitsgemeinschaft „Familia“, die diesen Gedanken aufnahm und seither in einer den deutschen Verhältnissen angepaßten Form mit steigendem Erfolge verwirklicht.

Die Arbeit in Deutschland baut auf dem Pfarrprinzip auf. Sie wird möglichst vom eigenen Pfarrseelsorger oder doch unter seiner Leitung geleistet. Sie erstreckt sich jeweils über drei bis vier Monate.

Die Eheschulung bedient sich einer in der Seelsorge noch neuen Unterrichtsmethode. Jeder Teilnehmer erhält vom Seelsorger nach und nach die fünfzehn von der Arbeitsgemeinschaft herausgegebenen Unterrichtsbriefe mit zusammen 300 Seiten Text ausgehändigt. Dem Text von je 16 Seiten sind 20 Fragen beigefügt, die der Teilnehmer zu Hause schriftlich beantwortet und dem Kursleiter zur Korrektur übergibt. So wird eine sorgfältige Durcharbeitung der Unterrichtsbriefe gewährleistet, die jedoch keineswegs in schulmäßigem Stil abgefaßt sind. Die Teilnehmer bleiben also nicht nur Hörer, sondern setzen sich selbst mit dem Unterrichtsstoff auseinander.

Der Stoff ist nicht auf die religiösen oder moralischen Probleme der Ehe beschränkt. Er umfaßt auch wirtschaftliche, soziale, medizinische, hygienische und pädagogische Gegenstände. Das Natürliche und das Übernatürliche werden möglichst lebensnah miteinander verbunden. Die Hefte sind so geschrieben, daß man ihren Gedanken ohne außergewöhnliche Vorbildung folgen kann. Überall werden Anschaulichkeit und Lebensnähe angestrebt. Darin übertreffen sie manches Ehebuch.

Es kommt der Arbeitsgemeinschaft „Familia“ darauf an, durch dieses Hilfsmittel die Möglichkeit und den Inhalt für eine länger dauernde Begegnung zwischen den Seelsorgern und den Brautleuten zu schaffen. Die Besprechungen auf Grund der schriftlichen Antworten bieten die Möglichkeit, in die Situation und Vorstellungswelt der jungen Menschen einzudringen und so mit ihnen in ein unkonventionelles seelsorgliches Gespräch zu kommen.

Der Erfolg hat gezeigt, daß diese Art der Ehevorbereitung einem dringenden Bedürfnis der Seelsorge entgegenkommt. Nach vier Jahren arbeiten heute fast 5000 Pfarrseelsorger mit der Arbeitsgemeinschaft „Familia“ zusammen, die fast 30000 Serien dieser Ehebriefe für den Brautunterricht benutzt haben. Von den Pfarrseelsorgern wird die Methode als eine wesentliche Erleichterung ihrer Aufgabe und als geeignete Form einer gediegenen Ehevorbereitung empfunden.

**Kirche oder Standesamt? — Ergebnisse einer Meinungsforschung in Osterreich**

Eine Umfrage: „Standesamt oder Kirche?“, die das Institut für Markt- und Meinungsforschung, Wien I, Teinfalstraße 4, kürzlich durchführte (veröffentlicht in der Zeitschrift „Querschnitte“, Heft 5, 1955), brachte das Ergebnis, daß ein weit größerer Teil der Bevölkerung — 56 % gegen 18 %

bei 26 % ohne Meinung — für die kirchliche Trauung ist. Die erste Frage, auf welche sich die angeführten Zahlen beziehen, lautete: „Sind Sie eher für eine kirchliche oder eher für eine standesamtliche Trauung?“ Die Frage verlangte also keine klare Entscheidung. Die beiden Gruppen wurden dann gesondert weiter befragt. Die „eher für die kirchliche Trauung“ waren, wurden gefragt, ob sie die standesamtliche Trauung überhaupt oder in der derzeitigen Form ablehnen oder „nichts dagegen einzuwenden“ haben. Nur 25 % dieser Gruppe erklärten sich gegen die standesamtliche Trauung; 11 % gegen ihre derzeitige Form, während 61 % dagegen „nichts einzuwenden“ hatten. Diese letzte Zahl überrascht auf den ersten Blick. Man möchte meinen, daß diejenigen, die für die kirchliche Trauung sind, wenn auch mit der Einschränkung „eher“, sehr wohl etwas gegen die standesamtliche Trauung einzuwenden haben, da nun einmal nur *ein* rechtsverbindliches und die Ehe begründendes Jawort sinnvoll ist. Doch wie man sieht (und eigentlich immer gewußt hat), denkt ein Großteil der Bevölkerung die Dinge nicht konsequent durch, um sich dann zu entscheiden, sondern ist bloß „eher“ für das eine, ohne völlig gegen das andere zu sein: ein sehr bezeichnender Ausdruck ihrer weltanschaulichen Unklarheit. (Die 61 % von 56 % sind 34,2 % aller Befragten, dazu kommen die meisten der 26 %, die gleichgültig sind oder keine Antwort gaben, zusammen also mehr als die Hälfte.)

Andererseits ist freilich nicht zu verkennen, daß die unbestimmte und im Grunde widerspruchsvolle Antwort auch durch die Art der Fragestellung nahegelegt war. Denn was heißt schon „nichts dagegen einzuwenden haben“? Für die meisten nichts anderes, als sich mit dem bestehenden Zustand abzufinden, ohne ihn innerlich zu bejahen. Es wäre vielleicht besser gewesen, die Befragten zu einer präziseren Aussage zu veranlassen.

Die 25 %, die die standesamtliche Trauung überhaupt ablehnen, und die 11 %, die deren derzeitige Form ablehnen, machen zusammen, umgerechnet auf die Gesamtzahl der Befragten, 20 % aus.

Die zweite, viel kleinere Gruppe, die eher für die standesamtliche Trauung ist, wurde gefragt, ob diese Trauung für alle Brautpaare Pflicht sein soll oder ob diejenigen, die kirchlich heiraten wollen, keine standesamtliche Trauung brauchen sollen. Für das erstere erklärten sich 68 % dieser Gruppe, für das zweite 10 % (bei 22 % ohne Meinung). Umgerechnet auf die Zahl der Befragten überhaupt sind nur 12 % für die obligatorische Zivilehe.

Der Vergleich der beiden Gruppen zeigt also eine deutliche Mehrheit für die kirchliche Trauung. Von den mehr gefühlsmäßig Urteilenden (ausgedrückt im Wort „eher“) sind 56 % für die kirchliche und nur 18 % für die standesamtliche Trauung, und von den entschieden Urteilenden 20 % der Befragten gegen und bloß 12 % für die derzeit bestehende obligatorische Zivilehe.

Allen Befragten wurde ferner die Frage vorgelegt, ob die Trauung am Standesamt für alle in Form einer kleinen Feier vor sich gehen soll oder ob die Feier auf Wunsch der Brautleute, falls diese kirchlich heiraten wollen, unterbleiben soll. 27 % erklärten sich für das erstere und 52 % für das zweite (bei 21 % ohne Meinung).

Der Bericht des Institutes gliedert die Antworten „eher für kirchliche“ oder „eher für standesamtliche Trauung“ näher auf nach Männer—Frauen, Altersgruppen, berufliche und parteimäßige Zugehörigkeit der Befragten. Dabei ergibt sich folgendes Bild (erste Zahl: „eher für die

kirchliche Trauung“; zweite Zahl: „für die standesamtliche Trauung“; der Rest auf 100% ohne Meinung bzw. Antwort):

	Proz.	Proz.		Proz.	Proz.
Männer:	48	22	Angestellte:	49	25
Frauen:	62	15	Arbeiter:	51	26
18- bis 29jährige:	49	24	Landwirte:	70	14
30- bis 49jährige:	50	21	Pensionisten:	57	13
über 50jährige:	65	13	ÖVP-Anhänger:	76	5
Selbständige:	38	18	SPÖ-Anhänger:	40	37
			andere Parteien:	22	56

Einige von diesen Ergebnissen zeigen nichts Auffälliges: daß die Frauen mehr als die Männer, die älteren Leute mehr als die jüngeren und unter den Berufsgruppen am meisten die Bauern für die kirchliche Trauung sind, lag nahe. Auch daß die ÖVP-Anhänger in höherem Maße als die SPÖ-Anhänger für die kirchliche Trauung sind, war zu erwarten. Überraschend aber ist, daß auch unter den Arbeitern, die bekanntlich sehr am Rande der Kirche stehen, doppelt so viele (51% gegen 26%) eher für die kirchliche als für die standesamtliche Trauung sind: ein nicht gering einzuschätzender Rest kirchlicher Verbundenheit auch dieses Standes, der in Österreich weit weniger radikal der Kirche den Rücken gekehrt hat als etwa in Frankreich. Der Stellungnahme der Arbeiter entspricht der hohe Anteil der Befürworter der kirchlichen Trauung unter den SPÖ-Anhängern (40% zu 37%). Die hohe Zahl der Stimmen für die kirchliche Trauung unter den ÖVP-Anhängern (76% gegen 5%) zeigt, wie sehr (und vielleicht mehr als erwartet) diese Partei die christlichen und konservativen Bevölkerungsschichten umfaßt. Nicht minder aufschlußreich sind die Zahlen für die anderen Parteien, hauptsächlich VdU und KPÖ: 22% für die kirchliche und 56% für die standesamtliche Trauung. Von den Anhängern der KP war nichts anderes zu erwarten. Da aber unter den Befragten — soll die Befragung einen wirklichen Querschnitt der Bevölkerung ergeben — dreimal soviel VdU-Anhänger als KP-Anhänger sein müssen, folgt aus den Zahlen, daß auch die Mehrzahl der VdU-Anhänger — das ehemalige liberal-nationale Lager — für die standesamtliche Trauung ist, und dies entschiedener, als man aus den offiziellen Äußerungen dieser Partei meinen möchte.

#### § 67 des Personenstandsgesetzes aufgehoben

Inzwischen ist am 19. Dezember vor dem österreichischen Verfassungsgerichtshof die Klage entschieden worden, die die Landesregierungen von Tirol und Vorarlberg eingereicht hatten. Die österreichischen Bischöfe hatten schon vorher wiederholt gegen den Paragraphen 67 des im Jahre 1938 in Österreich eingeführten deutschen Personenstandsgesetzes protestiert, wonach ein Priester bestraft werden kann, wenn er eine kirchliche Trauung vor der standesamtlichen Eheschließung vornimmt (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 487 ff.).

Der österreichische Verfassungsgerichtshof hat in seiner Entschließung vom 19. Dez. 1955 den Paragraphen 67 des Personenstandsgesetzes als verfassungswidrig aufgehoben. (Auf die Begründung werden wir im Zusammenhang mit dem Passauer Urteil im Fall Tann noch zurückkommen.) Inzwischen ist die Aufhebung des § 67 rechtskräftig geworden. Der inneren Einstellung des Volkes, wie sie in der vorstehenden Enquete zum Ausdruck kam, ist damit in Österreich Rechnung getragen worden.

#### Der christliche Sonntag — Weihnachtseelsorgetagung 1955

Die Weihnachtsseelsorgetagung in Wien, die das Österreichische Seelsorgerinstitut unter Leitung von Prälat Karl Rudolf alljährlich veranstaltet,

befasste sich diesmal (27.—30. Dezember) mit dem Thema: „Der christliche Sonntag. Probleme und Aufgaben“. Die Teilnehmerzahl reichte an die 400 Priester aus allen österreichischen Diözesen; dazu kamen einige Gäste aus dem Ausland. Von seiten der Hierarchie nahmen Kapitelsvikar Erzbischof Jachym, Wien, Bischof Schoiswohl, Graz, Bischof-Koadjutor König, St. Pölten, und der Apostolische Administrator für das Burgenland, Prälat László, an der Tagung teil.

Das Thema „Der christliche Sonntag“ war gewählt worden in Übereinstimmung mit dem Auftrag, den die Bischöfe im Frühjahr dem „Forum des katholischen Laienapostolates“ gegeben hatten: Wege zu finden, um dem Sonntag seine Würde und seinen christlichen Inhalt wiederzugeben, den er in unserer Zeit der Arbeitsunrast und Vergnügungssucht vielfach verloren hat.

Erzbischof *Jachym* leitete die Tagung ein, nachdem dies seit 1932 alljährlich der verstorbene Kardinal Innitzer getan hatte. Der Auftrag der Bischöfe hat ein sehr starkes Echo gefunden, sagte er, ein Beweis, wie sehr man das Problem erkannt hat. Doch auch außerhalb der Kirche sieht man mehr und mehr die Notwendigkeiten, den Menschen zu einem sinnvollen Gebrauch seiner Freizeit zu erziehen, sollen nicht alle höheren geistigen Werte untergehen. In diesem Sinn ist der Leitartikel der „Arbeiterzeitung“ vom 25. Dezember bezeichnend, in dem es unter dem Titel „Der Stern ob Bethlehem“ heißt: „Was nützt alle materielle Besserstellung, aller zivilisatorische Fortschritt, wenn der Mensch innerlich ärmer und so, statt zufriedener, unglücklicher wird? ... Die Arbeiterbewegung hätte den Arbeiter vergeblich aus den Fesseln überlanger Arbeitszeiten befreit, wenn ihn geist- und seelenloser Vergnügungskonsum aufs neue versklaven ... Wir müssen willens sein, das Diesseits, die irdische Welt, umzuformen, bevor sie in der Nacht der Herrschaft seelenloser Materie versinkt, beherrscht von Robotern in Maschinen- und Menschengestalt. Eine solche Welt hätte keinen Platz für Altäre, selbst nicht mehr in der menschlichen Brust ...“ Dieser Schrei nach dem Humanen in einem ganz anderen weltanschaulichen Lager zeigt, wie aktuell die Frage des christlichen Sonntags heute geworden ist.

#### Religionsgeschichtliches zum Sonntag

Anschließend hielt Bischof-Koadjutor Franz König den Einleitungsvortrag: „Religionsgeschichtliche Aspekte zum christlichen Sonntag“. Das Christentum hat das religiöse Erbgut der Menschheit nicht verworfen, vielmehr Echtes vom Unechten geschieden. Der Sonntag wurzelt im alttestamentlichen Sabbat, doch hat das Christentum vom Anfang an den neuen Tag (den ersten Tag der Woche) und den neuen Inhalt (Auferstehung des Herrn) betont. Das Neue am Sonntag zeigt sich auch darin, daß von den Judenchristen anfangs neben dem Sonntag auch der Sabbat gehalten wurde.

Der Sabbat als strenger Ruhetag wurde, wie bekannt, besonders durch den Dekalog eingeschärft und mit dem Bericht der Genesis begründet, daß Gott am siebenten Schöpfungstage ruhte. Dazu kamen soziale Begründungen: „... damit dein Knecht und deine Magd aufatmen können ...“ Zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft

wurde der Sabbat als Zeichen der Zugehörigkeit zum israelitischen Volk und des Bundes mit Gott angesehen. Der Sabbat ist seinerseits vorgeformt in religiösen Formen der semitischen Völker und in allgemein religionsgeschichtlichen Elementen. Im Alten Testament gibt es Hinweise auf einen ursprünglichen Zusammenhang zwischen Sabbat und Neumond. Das ist allgemein semitisches Erbgut; in Babylon spielten bereits im 3. Jahrtausend die Mondphasen eine Rolle. Innerhalb des Mondmonats wurden der 7., 14. und 21. Tag besonders hervorgehoben, doch waren das ungünstige Tage, an welchen man bestimmte Dinge nicht tun sollte.

Der alttestamentliche Sabbat stimmt zwar mit dem Siebentage-Rhythmus Babylons überein, hat aber einen neuen Sinn: Die Arbeitsruhe wird nicht aus Furcht vor Unglück, sondern aus Gehorsam gegenüber Gott gehalten. Der Sabbat wird schließlich unabhängig von den Mondphasen.

Zu dem spezifisch semitischen Erbe kommen noch allgemeine religionsgeschichtliche Komponenten, nämlich die Zahl Sieben als heilige, vollkommene Zahl und der Sinn heiliger Zeiten überhaupt. Neuere religionsgeschichtliche Forschungen haben ergeben, daß die heiligen Zeiten in starke und schwache zu unterscheiden sind. Die schwachen Zeiten sind Krisenzeiten; sie sind heilig zu halten, um die Krise zu überwinden. Die starken Zeiten hingegen strahlen eine heiligende Kraft aus; in ihnen wirkt heiliges (mythisches) Geschehen auf die Gegenwart. Sie sind die Feste im eigentlichen Sinn. Heilige Zeiten sind ein Fluidum, das dem Menschen die Abhängigkeit von Gott bewußt macht, während die schwachen Zeiten dem Menschen seine Gefährdung vor Augen halten. Die heiligen Zeiten haben zudem die Tendenz, die mythische Zeit wiederherzustellen; sie wiederholen die Kosmogonie; sie beinhalten ein Streben, aus der Zeit in die Ewigkeit zu gelangen. Sie haben ferner eine soziale Funktion: sie schaffen Gemeinschaft, sie tragen das Stammesgefüge und seine ethischen Normen.

Diese Elemente bilden das natürliche Substrat des Sonntags. Sein spezifisches Gepräge aber erhält der Sonntag aus dem Willen Gottes in seiner Offenbarung als Ausdruck des Gehorsams gegenüber Gott und durch den neuen Inhalt als Tag der Auferstehung Christi.

Wenn der Sonntag fällt, so schloß Bischof König seinen Vortrag, fällt alles, was heilige Zeiten dem Menschen gegeben haben an innerer Sammlung, sozialem Fortschritt, kulturellem Leben, sittlicher und religiöser Verpflichtung. Der Mensch wird heimatlos.

#### *Die natürlichen Werte des Sonntags*

Von den folgenden Tagen, die jeweils durch eine Betrachtung von Bischof Schoiswohl über den Sonntag des Priesters eingeleitet wurden, befaßte sich der erste Tag (28. Dezember) mit den natürlichen Werten des Sonntags und dem kirchlichen Gebot der Sonntagsruhe. Zu Worte kamen der Soziologe und Arzt, der „Humanist“ und der Theologe. Anton *Burghardt*, Wien („Die Krise des Sonntags in der technischen Welt und ihre Bewältigung“), schilderte, wie in der ersten Zeit der industriellen Revolution der bis zur Erschöpfung ausgelaugte Arbeiter den Sonntag zur elementaren physischen Erholung brauchte und daher nicht zur besinnlichen Feier des Sonntags kam, in der zweiten (und noch andauernden) Phase aber, im Zuge der Vergrößerung der Freizeit und des verlockenden An-

gebotes der Vergnügungsindustrie, von einer wahren Hysterie des Vergnügungskonsums gepackt wurde, wodurch wieder der christliche Sonntag zerstört wird. Es kommt zu einer neuen Ausbeutung des Arbeiters, indem die Vergnügungsindustrie Leitbilder des Freizeitkonsums an ihn heranbringt, die zu ihrer Realisierung größere Mittel erfordern als vernünftigerweise zur Verfügung stehen.

Die Bewältigung dieser Krise sieht *Burghardt* in erster Linie als seelsorgliches Problem: den Menschen fähig zu machen, die Freizeit sinnvoll zu gebrauchen. *Burghardt* ist der Ansicht, die Kirche habe allzulange übersehen, daß auch die Welt der Freizeit in die Seelsorge einzubauen sei; sie habe allzulange in den Fragen der Freizeitgestaltung bloß zögernd nachgegeben, statt die Initiative zu ergreifen. Versuche institutioneller Art wären: keine Pfarre ohne Tanzkurs der Jugend, keine Pfarre ohne Faschingsfeier, keine Pfarre ohne Pflege des Musischen, Schaffung neuer „Attraktionen“ durch die Kirche selbst, u. a. durch eine gute Predigt.

Pfarrer *Ignaz Singer*, Großraming O.-Ö., hielt zum selben Thema das Korreferat über die Lage auf dem Lande. Wohl gibt es noch Gegenden, wo der Sonntag der allgemein gefeierte, gottgeweihte Ruhetag geblieben ist. Im ganzen aber nimmt Sonntagsarbeit zu, bei der bäuerlichen und mehr noch bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung. Doch mehr als durch die Arbeit ist der Sonntag durch den Sport und die Unterhaltung gefährdet. Die Bewältigung der Krise muß in erster Linie aus dem Geist des Gehorsams gegen Gott kommen, in zweiter Linie aus der Betonung der positiven Werte des Sonntagsgebotes und der Schaffung praktischer Möglichkeiten (schöne Fahrten, womöglich mit Wallfahrtsziel, Filmvorführungen usw.).

Anschließend sprach der Arzt *Hans Asperger*, Wien, über die Erholung. Er ging von der Tatsache aus, daß fast alle Lebensvorgänge in Rhythmen verlaufen. Der wichtigste Rhythmus sei der des Wechsels von Wachen und Schlafen, der Schlaf habe dabei nicht nur die Funktion des Aufbaus der körperlichen Kräfte, sondern sei auch Trost für die Seele. „Baden und Schlafen sind die besten Mittel gegen die Traurigkeit der Seele“ (Thomas von Aquin). Ein anderer Rhythmus ist der von Arbeitswoche und Sonntagsruhe, dessen biologische Notwendigkeit zwar nicht so augenfällig ist, der aber wohl von Gott so eingerichtet worden ist, weil er der menschlichen Natur entspricht.

Die Erholung muß mehr sein als ein Nichtarbeiten oder Schlafen. Erholung muß eine Besinnung auf die tieferen Schichten des Menschen sein. Als eine hohe Form der Erholung schilderte *Asperger* die Wanderung und Bergfahrt, in welcher das bloß Intellektuelle weit zurückbleibt, die Instinkte angerufen und der ganze Mensch bestehen muß. Hier erlebt der Mensch den Selbstbesitz in höchster Integration, den Einklang von Vollbringen und Wollen, ein unvergleichbares Gefühl der Freiheit. Erholung kann aber auch eine schlichte Arbeit sein.

Vom Blickpunkt der humanen Werte, wie sie vom abendländischen Humanismus gepflegt werden, sprach *Ernst Kolb*, Bregenz. Unter Heranziehung vieler Einzeltatsachen legte er dar, daß das Bewußtsein von der Welt, das Selbstbewußtsein und die Willensfreiheit, die die Würde des Menschen begründen, nur in Ruhe, Stille und Sammlung erlebt und vertieft werden können. Der Mensch braucht den Sonntag, um sich auf seine Würde und Gott-

ebenbildlichkeit zu besinnen. An seine Ausführungen schloß Kolb die Bitte an die Geistlichen, den Menschen nicht bis zum Äußersten durch Veranstaltungen in Anspruch zu nehmen; denn die seelischen Reserven sind nicht unbegrenzt.

### *Der Begriff der Sonntagsruhe*

An diese Darlegungen über die Wichtigkeit des Sonntags vom Standpunkt der natürlichen Werte schloß sich das Referat eines Theologen, Franz *Pettirschs* SJ, Klagenfurt, über „Theologie und Kasuistik der Sonntagsruhe“. Der Referent faßte in einem Gesamtbild zusammen, was bereits in früheren Referaten angeklungen hatte: Sonntag als Bewußtmachung der Gottebenbildlichkeit des Menschen, als Erneuerung des Lebens durch Hineinnahme in die Verklärung Jesu, als Freisein für Gott. Die Sonntagsruhe war ursprünglich kein Gesetz, sondern ergab sich von selbst aus dem Wesen des Tages. Das erste Sonntagsruhegesetz der Geschichte, 321 n. Chr. von Kaiser Konstantin erlassen, verbot nicht die Sonntagsarbeit schlechthin, sondern nur alles Lärmende, das die Gemeinschaft stört: Gericht, Zirkus, Tierhetzen, Komödie. Mäßige Sonntagsarbeit wird von manchen Kirchenvätern sogar gelobt. Dieses und das erste Sonntagsruhegesetz einer Kirchenversammlung (Laodicäa 381 n. Chr.) zeigen Unabhängigkeit von dem Sabbatgebot des Alten Testaments. Die Formel: Enthaltung von den „opera servilia“, ist zwar aus dem Alten Testament übernommen, wird aber nur allegorisch gebraucht als Freisein von den Werken der Sünde. Im Mittelalter wird dann die Formel mehr und mehr wörtlich genommen und das opus servile mit der bäuerlichen Arbeit, dem opus rurale, gleichgesetzt. So kam die alttestamentliche Ruheformel auch in das kirchliche Gesetz.

Es wäre heute die Aufgabe der Moraltheologen, erklärte *Pettirsch*, nicht weiter die Begriffe einer längst vergangenen Welt mitzuschleppen, sondern die Begriffe an die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse anzupassen.

An die Spitze der Bedeutungen des Sonntags (sozial, kulturell) muß der religiöse Sinn gestellt werden. Daher steht das Gebot des Gottesdienstes höher als das der Sonntagsruhe. Die Kasuistik der Sonntagsruhe darf nicht auf der Formel von den „knechtlichen Arbeiten“ aufbauen oder sie verteidigen. Sonntagsruhe ist wesentlich Unterlassung der gewinnbringenden Alltagsarbeit. Erholungsarbeiten hingegen, etwa in Schrebergärten, sind gestattet. Wichtiger noch als die Arbeitsruhe des einzelnen ist die öffentliche Ruhe (daher Einschränkung der lärmenden Vergnügungen). In Predigt und Katechese müßte alles vermieden werden, was die körperliche Arbeit als solche herabwürdigen könnte. Vielmehr soll „die religiös geweihte Ruhe den Menschengestalt der Last der gewohnten Arbeit entheben, um ihn aufzurufen zu den höheren Gedanken des Himmels“ (Leo XIII., *Rerum novarum*).

### *Der Sonntagsgottesdienst*

Der zweite Tag behandelte das Thema „Sonntagsgottesdienst“. *Petrus Tschinkel*, Klosterneuburg, führte aus, daß es heute feste Formen, gleichsam eine Liturgie des säkularisierten Wochenendes gibt, in welchem echte menschliche Anliegen zum Ausdruck kommen, und daß diese Anliegen im Kult der Kirche in viel tieferer Weise erfüllt werden. Gegenüber dem Streben: hinaus in die Natur, und dem Naturerlebnis, das für viele eine Art Religions-

ersatz geworden ist im Sinne von „Gott-Natur“, weist die Kirche auf die Begegnung mit dem personalen Gott in Offenbarung und Eucharistie hin. Zu dieser Begegnung wird aber der heutige Mensch leichter kommen, wenn sie nicht als „göttlich-kirchlicher Staatsakt im prunkvollen Audienzsaal“ stattfindet, sondern in der einfachen Form des Herrenmahles. Auch einem anderen echten Anliegen, dem Verlangen nach dem Gemeinschaftserlebnis, wie es etwa in den großen Sportveranstaltungen sichtbar wird, gibt der Kult der Kirche ein sakrales Fundament. Und gegenüber dem Streben nach dem heilen, gesunden Menschen ist zu zeigen, daß der Mensch letztlich nur von Gott her gesunden kann.

Der Sonntag, so führte *Tschinkel* seine Gedanken weiter, müßte die wahre Lebensschule des Christen sein. Im vorigen Jahrhundert gab es sehr viel religiöse Belehrung, mehr als je zuvor, doch mit geringem Erfolg. Die alte Kirche hingegen bot neben der heiligen Messe wenig Belehrung, erschloß aber mit überwältigendem Erfolg den Gläubigen den Kult des Herrentages. Wichtig ist, daß das Wort Gottes ein wesentlicher Teil der Sonntagmesse ist, daß das Leben des Herrn als etwas Gegenwärtiges gesehen wird, daß der Sonntag zum Kirchenjahr in engster Beziehung steht.

Das anschließende Referat („Form und Stimmung der Sonntagmesse“) von *Arnold Dolezal*, Wien, führte mehr in die Praxis. Der Referent ging von der nicht seltenen Enttäuschung des Konvertiten aus, der erfaßt hat, was die heilige Messe ist, und nun in die tatsächliche Gemeinschaft der Gläubigen kommt. Man muß sich da fragen, ob die Meßfeier wirklich die Macht hat, die Menschen zu verändern und zur großen Gemeinschaftsstunde der Gläubigen zu werden. Wir haben uns hier offenbar zu viel auf das den Kindern vermittelte Wissen verlassen. Bei der Besprechung der einzelnen Formen der Meßfeier wies *Dolezal* auf die interessante Beobachtung hin, daß am Hochamt durchschnittlich die wenigsten Leute teilnehmen; es sind ihrer geistig-religiösen Haltung nach vor allem die Schwächsten. Wenn im Titel des Referates von „Stimmung“ die Rede ist, dann nicht im Sinne von „stimmungsvoll“. Gemeint ist die Kraft der Andacht, die vom Priester ausgeht, und die Kraft, die von den Gläubigen ausgeht. Wenn diese da ist, spürt auch der Außenstehende: hier ist heiliges Land.

In vielen Kirchen ist heute die Hauptmesse die Betsingmesse. Darauf läßt sich weiterbauen. Doch ist ein genauer Plan auf weite Sicht notwendig. Zur Einübung und Erklärung von Liedern schlägt *Dolezal* eine kurze „Statio“ vor, fünf Minuten vor Beginn des Gottesdienstes, die sich bei ihm sehr gut bewährt hat. Für einen würdigen Gottesdienst müßten auch die äußeren Voraussetzungen geschaffen, d. h. aller Kitsch energisch ausgeräumt werden. Ein Vorschlag, um das Zu-spät-Kommen abzuschaffen, der aber gleichzeitig in allen Kirchen durchgeführt werden müßte: Bei der Opferung werden die Kirchentüren für die zu spät Kommenden geschlossen und diese auf die nächste Messe hingewiesen, auch auf die Gefahr hin, daß der eine oder andere voll Zorn an diesem Tag überhaupt nicht mehr in die Kirche kommt.

Vom Proprium sagt *Dolezal*, daß man diese Gesänge vielleicht anfangs, aber nicht dauernd fallenlassen soll, da sie einen großen Reichtum enthalten. Sie sollen von einer Schola gesprochen werden. Zum sogenannten „Volkshochamt“ meinte der Referent, es sollte zu einer wirklichen

Festmesse ausgebaut werden. Wir stehen erst am Anfang, man sollte das Neue ruhig neben dem Alten wachsen lassen.

Die Möglichkeiten religiöser Feiern am Sonntagnachmittag wurden in einem Referat von Rudolf *Winglhofer*, St. Margareten bei St. Pölten, und in der anschließenden Diskussion erörtert. Der Besuch dieser Andachten ist im allgemeinen sehr schlecht. Doch liegen aus manchen Orten, wo größere Abwechslung in der Gestaltung der Andacht versucht wurde, auch gute Erfahrungen vor. Die Abendmesse hat sich besonders in städtischen Verhältnissen gut bewährt. Weitere Möglichkeiten sind das Laienspiel im Kirchenraum und feierliche Taufen am Sonntagnachmittag.

### *Sonntag in der Familie*

Ein Referat von besonderem Gewinn für die geistlichen Teilnehmer, weil von Eheleuten aus deren eigenster Erfahrung und fernab vom Stil theologischer Systematik vorgetragen, hielten in Dialogform Hans und Hedwig *Moritz*, Wien, über den „Sonntag in der Familie“. Die Unrast des ganzen Lebens, die faszinierende Macht des Motors, die erwiesene Schädlichkeit der Überfülle von Eindrücken für das geistige Wachstum der Kinder, die innere Leere der kinderlosen Ehepaare — diese negativen Tatsachen kamen in gleicher Weise zur Sprache wie die vielen praktischen Möglichkeiten, die die Familie für eine schöne Gestaltung des Sonntags besitzt. Sonntagserneuerung und Familienerneuerung stehen in engster Wechselwirkung miteinander, indem die Geborgenheit in der Familie die Kräfte für die richtige Sonntagsfeier gibt und andererseits die Sonntagsfeier die inneren Kräfte der Familie stärkt. Der Sonntag muß der Tag der Sinngebung des menschlichen Lebens sein. An praktischen Möglichkeiten seien genannt: am Samstag bereits den Sonntag vorbereiten, gemeinsames Beten, das Meßbuch hervorholen, der gemeinsame Frühstücks- und Mittagstisch, das Tischgebet, das gemeinsame Gespräch, die Fähigkeit zuzuhören. Dies alles ist nicht bloß Sache der Frau („der Mann, der sonst immer Taten verrichten will, erweist sich am Sonntag merkwürdig tatenlos, um nicht zu sagen talentlos“). Der Sonntag ist auch eine Möglichkeit, sozusagen der „rechte Augenblick“, auch vom Vater etwas Religiöses zu hören.

### *Sonntag und Caritas*

Am dritten und letzten Tag kamen verschiedene Einzelfragen zu Wort. Der Zusammenhang von Sonntag und Caritas wurde in einem Referat von Hermann *Pfeiffer*, dem Präsidenten der österreichischen Caritas, hervorgehoben. Der Sonntag und die Sonntagspredigt ist einerseits eine hervorragende Möglichkeit, den Gläubigen ihre Pflicht zur tätigen Nächstenliebe bewußt zu machen, das soziale Gewissen zu schärfen, auf die vielfachen Aufgabengebiete der Caritas und auf die Schwestern- und Brüderberufe hinzuweisen, die großen Caritas-Heiligen lebendig zu machen (alles Themen, die heute vernachlässigt werden). Andererseits braucht auch der Sonntag den Caritasgedanken. Nur ein Sonntag, der die Nächstenliebe bewußt macht und aktiviert, wird ein echter christlicher Sonntag sein und in die Umwelt ausstrahlen und überzeugen können. Tatsächlich aber gibt es soviel Lieblosigkeit von Menschen, die jeden Sonntag in die Kirche kommen. Und das wird uns immer wieder vorgehalten.

### *Fragen der Jugendarbeit*

Das zweite Thema hieß „Jugend am Sonntag“ (Referenten Josef *Zeiningger*, der österreichische Jugendseelsorger, und Landesjugendseelsorger Franz *Stubenvoll*, beide Wien). Durch die bekannten Tatsachen: stärkere Einbeziehung der Jugend in das Wirtschaftsleben, größerer Verbrauch an Nervenkraft, stärkeres Verlangen nach Entspannung, überreiches Angebot der Vergnügungsindustrie, sind heute weithin die jungen Menschen für ein höheres Leben unfähig geworden.

Die katholische Jugend nach 1945 ist stark vom Erlebnis geprägt, Jugend der Kirche und des Apostolates zu sein. Doch eine religiöse Jugendgemeinschaft in den Grenzen des „rein Religiösen“ ist nicht möglich, weil das Leben des jungen Menschen ein Ganzes ist. Wichtig ist, daß der Pfarrgottesdienst nicht immer in der gleichen Form vor sich geht, und wirklich etwas Anziehendes, nicht bloß die Erfüllung einer Pflicht für den jungen Menschen ist; daß die Katechese erneuert wird und nicht trockene dogmatische Formen bietet. Die Freizeitgestaltung soll nicht bloß die Familien nicht stören, sondern überhaupt stärker auf die Familie zurückführen (Hausmusik, Lesen und Vorlesen).

Stubenvoll ergänzt diesen Überblick durch seine Erfahrungen auf dem Lande. Er nannte das allgemeine Bild, das sich bietet: die jungen Leute empfinden den Sonntag als fad, lungern stundenlang herum, haben kaum viel Sinn für Sportbetätigung, fahren mit dem Motorrad in die entfernte Stadt, um aus der Kontrolle des Dorfes zu kommen, ein bedrückendes Bild. Stubenvoll weist aber auch auf die Gruppen bewußt katholischer Jugend hin, bei denen eine feste Haltung und ein starkes Verantwortungsgefühl geweckt werden konnte. Möglichkeiten sind durchaus vorhanden.

### *Aus Rom, Süd- und Westeuropa*

**Die Haltung der Gläubigen bei Messe und Kommunion** Zu der Frage, ob man beim Hinzutritt zur Kommunion und beim Weggehen von der Kommunionbank eine Kniebeugung oder eine Verneigung des

Kopfes zu machen habe, hat das Bischöfliche Ordinariat Regensburg angeordnet, daß sowohl vor wie auch nach der Kommunion die Kniebeugung angebracht ist, wie sie auch der Priester am Altar macht. Das Ordinariat bezieht sich auf ein Reskript der Ritenkongregation an den Bischof von Steinamanger, das in den „Ephemerides Liturgicae“ (Jhg. 1954, S. 370) veröffentlicht wurde. In dem Kommentar wird hervorgehoben, daß es der Ritenkongregation darauf ankomme, in der ganzen Kirche ein einheitliches Verhalten zu erreichen. Deshalb sei dieses Reskript als allgemeine Norm zu behandeln und überall zu beachten.

Zu der Haltung der Gläubigen während der gesungenen Messe, deren Einheitlichkeit ebenfalls zu wünschen übrigläßt, äußerte sich gemäß einer NCWC-Meldung kürzlich der Liturgiker der Katholischen Universität von Amerika, Walter J. Schmitz SJ. Da das Missale keine ins Einzelne gehenden Vorschriften darüber gebe, wann man als Laie zu knien, zu stehen oder zu sitzen hat, empfiehlt Schmitz mit der herrschenden Meinung, sich — mit einigen Ausnahmen — nach dem Vorbild der Kleriker im Chor zu richten. Demgemäß sollen die Laien im Hochamt beim

Stufengebet knien, während des Introitus und bis zur Epistel stehen, von da bis zum Beginn des Evangeliums sitzen, dann bis zum Ende des Credo stehen, sofern nicht auch der Celebrans während des Gloria und des Credo auf dem Sedile Platz nimmt.

Während der Opferung bis zum Beginn der Präfation sei die sitzende Haltung angemessen, zur Präfation und zum Sanctus das Stehen, danach bis nach der Erhebung des Kelches zur Wandlung das Knien, von da an bis nach der Kommunion des Priesters das Stehen, darauf bis zur Communion einschließlich das Sitzen, von da ab bis zum Ende der Messe das Stehen, ausgenommen das Niederknien zum Segen des Priesters. Knien wird man natürlich auch während der Spendung der Kommunion an die Gläubigen. Abweichend sind die Anweisungen, die der Erzbischof von Freiburg kürzlich gegeben hat. Sie sehen eine strengere Form vor (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 51).

**Neue  
kirchlich-statistische  
und soziologische  
Veröffentlichungen  
in Spanien**

Von Dr. Jesús Iribarren, Direktor des „Amtes für Information und Statistik der Kirche in Spanien“ und ehemaligem Chefredakteur der „Ecclesia“, erschien soeben der erste Ergänzungsband (1955)

zu dem international einzig dastehenden kirchlichen Handbuch „Guía de la Iglesia en España“ (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 64). Das neue Supplement enthält auf 290 Seiten außer den Berichtigungen in der kirchlichen Hierarchie und in der spanischen Kirchenorganisation (vgl. die Gebietsveränderungen in den nordspanischen Diözesen; Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 11) unter anderem eine aufschlußreiche Zusammenstellung der bisherigen drei Erfassungen der religiösen Praxis in den Diözesen Bilbao und Ciudad Rodrigo sowie ein detailliertes Verzeichnis der spanischen katholischen Zeitschriften.

*Die spanische kirchliche Zeitschriftenpresse*

Daraus ergibt sich, daß Spanien (ohne die kirchlichen Amtsblätter) über die kaum vorstellbare Zahl von 803 katholischen Zeitschriften verfügt; die Titel reichen bis zu „Der Fahrer“, herausgegeben vom „Militärpostolat des Zentrums für Automobilmus“. Bei den meisten Publikationen ist auch die Auflagenhöhe angegeben. Danach sind die zahlenmäßig größten katholischen Zeitschriften Spaniens:

*El Pan de los Pobres* (Das Brot der Armen), Bilbao, monatlich (100 000).

*Rayos de Sol — Mensajero del Corazón de Jesús* (Sonnenstrahlen — Herz-Jesu-Bote), Bilbao, monatlich (80 000).

*Hoja Diocesana* (Bistumsblatt) der Diözese Barcelona, wöchentlich (80 000).

*Fides*, Hg. Päpstliches Werk der Glaubensverbreitung, Madrid, vierteljährlich (75 000).

*Anales* (Annalen), Hg. Päpstliches Missionswerk der Hl. Kindheit, zweimonatlich (63 000).

*Hoja Dominical* (Sonntagsblatt), Hg. Katholische Aktion Spaniens, Madrid, wöchentlich (60 000).

*Hoja Parroquial* (Pfarrblatt) der Diözese Gerona, wöchentlich (50 000).

*El Mensajero del Corazón de Jesús* (Herz-Jesu-Bote), Hg. Gebetspostolat, Bilbao (50 000).

*El Mensajero de San Antonio* (St. Antoniusbote), Hg. Kapuzinerorden von Zaragoza, monatlich (50 000).

*Oratorio Festivo* (Festliches Gotteshaus), Hg. Salesianerinstitut von Barcelona, wöchentlich (50 000).

*La Voz de Nuestra Madre* (Die Stimme unserer Mutter), Hg. von den Zentren der Töchter Mariens, Madrid, monatlich (34 000).

*Javier* (Xaver), Missionsblatt der Diözese Pamplona, wöchentlich (33 000).

*Vida y Luz* (Leben und Licht), illustrierte Schulzeitschrift, Hg. Christliche Schulbrüder, Madrid, monatlich (32 000).

Die in dem Handbuch angegebenen Auflagezahlen ergeben zusammen eine Gesamtauflage von 2 188 100 Stück. Rechnet man für die nicht angegebenen Auflagen nur eine Zahl von 700 000, so kommt im Durchschnitt auf zehn Katholiken Spaniens ein Exemplar einer katholischen Zeitschrift. Die Tatsache, daß Spanien das Land mit der geringsten Zeitungsdichte in Europa ist (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 533), rückt damit in ein völlig neues Licht; denn der Zeitungsdichte von 60 (Exemplaren auf 1000 Einwohner) steht allein auf katholischer Seite eine Zeitschriftendichte von 100 gegenüber.

Vom gleichen Autor, Jesús Iribarren, erschien im August des vergangenen Jahres eine ausgezeichnete „Einführung in die religiöse Soziologie“, die als wohlfeile Ausgabe gut geeignet sein wird, diese in Spanien noch wenig verfolgte Disziplin zu fördern, die kirchliche Situation auch soziologisch zu erhellen und daraus für die Seelsorge die heute so notwendigen praktischen Erfahrungen zu sammeln. Der Verfasser verwertete in seinem 220 Seiten umfassenden Werk das gesamte wissenschaftliche Material zur religiösen Soziologie, wie es bisher insbesondere von französischen, nordamerikanischer und auch deutscher Seite erarbeitet worden ist, und verarbeitete es zu einem Werk, wie es in dieser Zusammenfassung und Prägnanz in Deutschland noch fehlt. Nach einer theoretischen Einführung gibt ein zweiter Teil Anweisungen für die praktische Durchführung religiöser Enqueten, für die Aufstellung von Statistiken und die Anfertigung von Diagrammen.

*Wie sieht es auf dem Lande aus?*

Für die Zustände auf dem Land in Spanien liegt als Tiergebnis einer Umfrage durch die Katholische Aktion bei 1000 ländlichen Pfarrämtern Spaniens eine Studie vor: „So sind die Dörfer“ (Madrid 1954). Das Buch bringt in Statistiken für zehn Landprovinzen (= Diözesen) Nordkastiliens und Leóns die Daten für Klima, Bevölkerung, Landverteilung, Landbau, Landeigentum, soziale Aufwendungen, Geburtenziffern, Schulwesen, religiöse Praxis (nicht vollständig) und Verteilung der Pfarreien und Priester. Der Textteil wertet das eingegangene Tatsachenmaterial aus, macht sich aber weitgehend von Zahlen frei und gibt einen guten Einblick in die Verhältnisse im ländlichen Innerspanien.

An entscheidenden Tatbeständen, die sich etwa von den deutschen Verhältnissen abheben, ergeben sich: geringe Bevölkerungsdichte, konzentriert um isolierte Besiedlungskerne (Durchschnittsgröße der Dörfer 700 Einwohner); schlechte Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen (wohl aber durchgehend Stromversorgung); keine übermäßige Landflucht (nur in 15% der Dörfer nimmt die Bevölkerung ab); teilweise hohe Säuglingssterblichkeit; schlechte ärztliche Versorgung der kleinen Dörfer; teilweise katastrophale Wohnverhältnisse; 5% Großgrund-



ersten Tages einen Ausspruch des Florentiner Bürgermeisters La Pira an — eine wirkliche Civitas (eine Stadt, ein Staat, ein Ort der Zivilisation) besteht nur da, wo sowohl Gott sein Haus hat als auch die Menschen ihre Häuser haben. Ohne das gibt es nicht nur keine christliche Kultur, sondern auch keine Kultur schlechthin.

Auch die konservativen Geister haben sich auf dieser Tagung kaum und eigentlich nur kritisch der Vergangenheit zugewandt. Es war nicht die Absicht der Tagung, sich irgendwie mit der Frage der Erhaltung der abendländischen Kultur als Trägerin christlicher Werte auseinanderzusetzen. François Mauriac, der den zweiten Vortrag des ersten Tages hielt, betonte, daß alle Zivilisationen insofern antichristlich seien, als sie nach Eroberung und Herrschaft strebten. Die Botschaft des Evangeliums rüttle darum immer an den Grundfesten aller Zivilisationen, und es habe nie eine „christliche Kultur“ in dem Sinne gegeben, daß nicht allen Seligpreisungen in ihr Hohn gesprochen wäre, genau wie heute. „Wir haben lange genug das Schicksal des Katholizismus mit dem des Abendlandes identifiziert. Wir haben den Herrn fortgeholt, aber der Rest der Welt weiß nicht, wohin wir ihn gelegt haben. Die Größe unserer Zeit wird darin bestehen, Christus wieder dem Rest der Welt zugänglich zu machen.“ Auch bei dem Thema „Die Kirche spricht alle Sprachen der Menschheit“ kam die gleiche Wegwendung von der Vergangenheit und Hinwendung zur Zukunft im Vortrag Olivier Lacombe noch einmal ausdrücklich zur Sprache. „Die Sprache der Offenbarung wird immer eine bevorzugte Rolle spielen, ebenso wie die Kultur, die zwei Jahrtausende lang zur Verbreitung des Dogmas gedient hat. Aber darüber darf man nicht das demütige Recht jeder Sprache und jeder Nation übersehen.“

Ein chinesischer Oratorianerpater, P. Huang, hat sich in sehr ergreifender Weise auf die Universalität der Kirche berufen, um die Christen zu mahnen, alle Sprachen und alle Kulturen in sie aufzunehmen und die Universalität nicht, wie es das 19. Jahrhundert tat, mit Einförmigkeit zu verwechseln. „Bis jetzt haben die chinesischen Christen unter einem doppelten Minderwertigkeitskomplex gelitten, gegenüber ihren abendländischen Glaubensgenossen und gegenüber ihren chinesischen Landsleuten.“ Erst wenn sie als chinesische Katholiken sich den abendländischen Christen gleichwertig und zugleich als echte, ihr Land und ihre Kultur liebende Chinesen fühlen dürfen, besteht Hoffnung, daß die Kirche in China noch einmal tief Wurzel fassen kann.

#### *Der Weg der Kirche zu den „Barbaren“*

Wie für die Kulturen, die bisher fern von der Kirche gelebt haben, die aber von ihr aufgenommen werden wollen, so muß die Kirche auch offen sein für die besonderen Lebensformen der modernen Welt und für ihre Probleme. Es ging den Vortragenden der Semaine des Intellektuels vor allem darum, aufzuzeigen, daß die Kirche kraft ihres übernatürlichen Charakters auch dazu befähigt ist — wie andererseits die echten Werte unserer Zeit ihr nicht widersprechen. Was es, von der Kirche her, mit dieser Bewegung auf sich hat, die die Kirche immer wieder zu neuen Völkern und neuen Menschengruppen treibt, hat der Bischof von Angers, Msgr. Chappoulie, gegenüber leicht auftretenden Mißverständnissen in einem Vortrag im Rahmen des Themas „Die Kirche hört nicht auf, zu den Barbaren zu gehen“ dargelegt, und diese Darlegung be-

trifft zugleich den ganzen Fragenkreis der Beziehungen der Kirche zu den Zivilisationen.

Der Weg der Kirche vollzieht sich auf einer anderen Ebene als der der Zivilisationen, ihrer Werte und Rechte: sie eröffnet in der Wiedergeburt durch die Taufe den Heilsweg, auf dem der Christ am Leiden und Sterben Christi teilnimmt. Auf diesen Weg ruft sie alle Menschen und Völker, und wenn sie immer wieder „zu den Barbaren geht“, so darf man das nicht als einen „Ruck nach links“, als den Sieg eines revolutionären Prophetismus gegenüber konservativen Klans auffassen; es ist im Gegenteil die stille, tägliche, immer fortdauernde Arbeit der Kirche, die allerdings bei einem Teil ihrer Gläubigen auch immer wieder natürliche Ängste und Sorgen hervorruft. Viele haben „Angst vor der wirklichen Zukunft“; aber das ist nichts Neues. In Wahrheit versteckt sich hinter dieser Angst oft eine eher politische als religiöse Auffassung von dem Beistand, den der Herr seiner Kirche versprochen hat. Eine ähnliche Angst um die Zukunft der Kirche, wie sie heute viele Christen angesichts der Bemühungen der Kirche um die „Barbaren“ innerhalb und außerhalb des Abendlandes befällt, erfüllte die gallorömische Kirche im 5. Jahrhundert, als der Bischof von Reims mit der Taufe Chlodwigs die barbarischen Germanen in die Kirche aufnahm: was würde nun aus der Kirche werden? Und gewiß ist sie von diesen ihren neuen Kindern entscheidend mitgestaltet worden. So drängen heute Päpste und Bischöfe darauf, daß die Arbeiterwelt in die Kirche aufgenommen werden muß; denn es ist ein unerträglicher Vorwurf für die Kirche, wenn zahllose Menschen außerhalb ihrer leben, und zugleich weiß sie, welche Jugendkraft, Begeisterungsfähigkeit und Hochherzigkeit in dieser neuen Welt lebt. Genauso verhält es sich mit den Nationen Asiens und Afrikas, die eben jetzt die Vorherrschaft des Abendlandes abschütteln: für die Kirche handelt es sich ihnen gegenüber darum, zu zeigen, daß die Botschaft des Evangeliums an keine Kultur und Zivilisationsform gebunden ist und daß diese nicht zu ihrem Wesen gehören. Msgr. Chappoulie beruft sich dabei auf Pius XII., der dies häufig und kürzlich noch in seinem Brief an den Bischof von Augsburg anlässlich der Gedenkfeier der Schlacht auf dem Lechfeld (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 525) betont hat. Die neu zur Kirche Hinzugekommenen haben aber im Hause des Vaters die gleichen Kindesrechte wie die älteren Söhne. Die Kirche ist sich der Schwierigkeit der Aufgabe wohl bewußt, den Zusammenhang in der gleichen Lehre und Disziplin unter so vielen Rassen und Zivilisationen aufrechtzuerhalten. Sie kennt die Zukunft nicht — aber sie glaubt an die Kraft der Taufe, die allen Menschen zu bringen ihre Sendung ist. „Es ist Sache der Christen, genug Glauben zu haben, diesen Anruf zu hören, sich ihren Gewohnheiten zu entreißen und furchtlos mit der Kirche mitzugehen, die unter Führung des Heiligen Geistes ins Unbekannte zieht.“

Am letzten Tag war auch Giorgio La Pira, der Bürgermeister von Florenz, auf der Tagung der französischen katholischen Akademiker anwesend. Er sprach von dem „theologischen und übernatürlichen Verständnis der Geschichte“, das der Christ haben müsse, um, den Blick wie Moses auf das in der Zukunft liegende Gelobte Land und wie die Apostel auf die zu bekehrenden Länder gerichtet, auf die Vielfalt der Völker als auf die neuen und künftigen Glieder der Christenheit zu schauen. Auch die irdischen Hoffnungen dieser Völker sind von der christlichen

Hoffnung nicht zu trennen, sie bilden mit ihr eine Einheit. Dem Christen ist es aufgetragen, ein organisches Band zwischen der Civitas hominum und der Civitas Dei, zwischen menschlichen Hoffnungen und theologischer Hoffnung zu schaffen.

Kardinal Feltin von Paris faßte abschließend das Thema dieses letzten Tages und zugleich das Anliegen der ganzen Tagung in den Satz zusammen: Weil die Kirche an den Sieg des Glaubens und der Liebe glaubt, glaubt sie an die Zukunft der Welt.

**Die religiöse  
Gefährdung der  
Schulentlassenen  
Jugend**

Der Erzbischof von Westminster, Kardinal Griffin, beschäftigt sich in seinem Advents-Hirtenbrief 1955 mit dem Glaubensabfall der Jugend. Verschiedene Umfragen in England hatten den Eindruck erweckt, daß die Jugend in beängstigendem Ausmaß den Kirchen entfremdet ist. Was die Katholiken betrifft, sagt der Kardinal, entspreche dieser Eindruck nicht ganz der Wirklichkeit. Aber die materialistische Denkweise gefährde auch die katholischen Jugendlichen nach dem Verlassen der Schule so sehr, daß dieser Gefahr begegnet werden muß, wenn nicht die ganze Sorge für die katholischen Schulen um ihren Erfolg gebracht werden soll. Von allen Altersgruppen der britischen Bevölkerung sei die Jugend zwischen 15 und 18 Jahren am meisten im Glauben gefährdet, weil sie einer intensiven seelsorglichen Betreuung ermangelt. Das ändere sich für die männlichen Jugendlichen allerdings mit ihrem Eintritt in die Armee. Die Militärangehörigen haben den besten Kontakt mit den ihnen anvertrauten Soldaten, und sie gewinnen manche von ihnen für den Glauben zurück. Dennoch dürfe auch der nachteilige Einfluß des Kasernenlebens in Friedenszeiten nicht unterschätzt werden. Im allgemeinen bestärke das Soldatenleben die Tendenzen, mit denen der junge Mann zur Wehrmacht kommt.

Die hauptsächliche Verantwortung für die schulentlassene Jugend trägt nach Kardinal Griffin die Familie. Auch in England sind die Eltern allzu leicht bereit, den Staat und die Schule für die seelische Entwicklung ihrer Kinder verantwortlich zu machen und ihnen die Erziehung zu überlassen. Selbst die katholische Schule kann aber nur auf der elterlichen Erziehungsarbeit mit Erfolg aufbauen und sie unterstützen. Die gesamte Erziehung in den letzten Schuljahren muß darauf abgestellt werden, daß die Jugendlichen mit ihrer Berufsausbildung in eine heidnische Umwelt eintreten. Eine Erziehung, die sich damit begnügt, den religiösen Geist des Schulkindes nur zu bewahren, bildet keine Gegenkräfte gegen diese Umwelt. Daher muß schon im Schulkinde der Sinn für die apostolische Aufgabe des Christen wachgerufen werden. Es ist auch zu wünschen, daß die Arbeit der katholischen Jugendverbände bereits an den Schulkindern der letzten Jahrgänge beginnt, damit ein Bruch in den religiösen Lebensformen möglichst vermieden wird.

Der Kardinal spricht dem Klerus seine besondere Anerkennung dafür aus, daß er sich um den persönlichen Kontakt zu den Gläubigen und besonders zur Jugend große Mühe gibt. Von der Intensität, mit der dieser Kontakt gepflegt wird, hängt es zu einem großen Teil ab, ob es gelingt, der Jugend den Glauben zu bewahren. Der Hirtenbrief erkennt eine Schwierigkeit, die sich nicht nur in England, sondern nach Ausweis soziologischer Beobachtungen überall in Europa zunehmend bemerkbar

macht. Es ist die Schwierigkeit, die sich aus der körperlichen Frühreife heutiger Jugend ergibt, die in ihren seelischen Auswirkungen durch die Umwelt noch gefördert wird, und aus der gleichzeitigen Verlangsamung des seelischen Wachstums. Dadurch wird die Seelsorge an den jungen Menschen zwischen 14 und 18 Jahren zu einer besonders dringlichen Aufgabe; zumeist ist es ja so, daß sie mit der Schulentlassung die jungen Menschen mehr oder weniger auf sich selbst stellt, und das in dem Augenblick, da die moderne Umwelt in der verlockendsten und gefährlichsten Weise an sie herantritt.

*Untersuchungsergebnisse in Deutschland*

Über die religiöse Gefährdung im Jugendalter, wie sie in ziemlich ähnlicher Art auch in Deutschland besteht, lassen sich statistische Anhaltspunkte gewinnen aus zwei Umfragen, die im Jahr 1953 in der Bundesrepublik bei Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren bzw. zwischen 14 und 20 Jahren durchgeführt wurden und die auch auf die religiöse Haltung der Jugend eingingen. Die eine derartige Enquete wurde geleitet von der Abteilung Hörerforschung des Nordwestdeutschen Rundfunks und befragte rund 1 000 Jugendliche im repräsentativen Quotenverfahren. Von ihnen bekannten sich rund 40%, meist ältere Jugendliche, dazu, jetzt nur mehr „gelegentlich“, „an besonderen Feiertagen“ oder „nie“ den Gottesdienst zu besuchen, früher dagegen häufiger zur Kirche gegangen zu sein. Auf die darauf folgende Frage: „Seit wann gehen Sie seltener zur Kirche?“ waren die (wegen der zeitlichen Trennung von „Konfirmation“ und „Schulentlassung“ nicht sehr klar geordneten) Antworten:

	Männliche Jugendliche	Weibliche Jugendliche
Seit Konfirmation	49%	46%
Seit Schulentlassung	25%	23%
Seit einigen Jahren	16%	19%
Nach dem Kriege	5%	3%
Seit der Heirat	—	6%
„Seit ich erwachsen bin“	2%	3%

Die zweite in Frage kommende Enquete wurde mit Unterstützung kirchlicher und soziologischer Institute von dem evangelischen Pfarrer Dr. habil. Heinz Hunger durchgeführt; sie bezog sich auf 10 000 nur evangelische Jugendliche aus dem Raum Nordrhein-Westfalen, Hessen und Pfalz, gestattet aber eine konfessionelle wie räumliche Verallgemeinerung. Aus den Faktoren der religiösen Einstellung und der religiösen Betätigung analysierte Pfarrer Hunger einen religiösen Gesamtindex, den er für die Gesamtheit der befragten Jugendlichen mit 100 ansetzte. Bei der Aufgliederung nach dem Alter ergaben sich nun folgende Indexzahlen

	Männliche Jugendliche	Weibliche Jugendliche
Bis 14 Jahre	139	123
15 Jahre	119	109
16 Jahre	96	93
17 Jahre	82	96
18 Jahre	81	88
19 Jahre und älter	78	90

Man erkennt aus beiden Erhebungen, daß die Jahre nach der Schulentlassung die eigentlich kritische Zeit sind; sie ist für die männliche Jugend noch einschneidender als für

die weibliche. Pfarrer Hunger nennt diesen Sachverhalt das „Gesetz progressiver religiöser Aktivitätsminderung“ und meldet als hauptsächliche pädagogische Forderung an, „dem über das Volksschulpflichtige Alter hinausreichenden Religionsunterricht besondere Aufmerksamkeit und Förderung zukommen zu lassen“ sowie „sich nachdrücklich darum zu bemühen, die Jugendlichen an die kirchliche Vereinsarbeit zu binden, die nachweislich einer Abwendung von der Kirche entgegenwirkt“.

#### Die katholischen Schulkinder in England

Eine der dringendsten Sorgen für die katholische Kirche in England besteht in der Erhaltung und im Ausbau des katholischen Privatschulwesens. Die Schulen werden unter großen Opfern jedes einzelnen Katholiken aufrechterhalten. Ihre Klassen sind an vielen Orten zu klein, um alle katholischen Kinder aufnehmen zu können, während sie andererseits auch von einer erheblichen Zahl nichtkatholischer Kinder besucht werden. Aber nicht nur die Beschaffung der Mittel bereitet den Bischöfen Sorge. Auch die Planung ist schwierig, da es mangels einer staatlichen Konfessionsstatistik und bei den ungenügenden Möglichkeiten und Methoden kirchlicher Statistik schwer ist, genaue Unterlagen über die Zahl der Gläubigen und erst recht der einzelnen Jahrgänge von Schulkindern zu gewinnen.

Deshalb haben die Bischöfe die „Newman Association“ beauftragt, statistische Untersuchungen durchzuführen, was mit großen Opfern für die freiwilligen Mitarbeiter verbunden ist, aber jetzt zu einem ersten Ergebnis geführt hat. Der veröffentlichte erste Teil des „Newman Association Demographic Survey of the Catholic Community in England and Wales“ gibt interessante Aufschlüsse über die katholische Schuljugend. Weitere Teile sollen folgen. Man nimmt an, daß die Untersuchungen zu der Feststellung führen werden, daß die Zahl der Katholiken in England und Wallis zwischen vier und fünf Millionen beträgt, während sie im „Catholic Directory“ nur auf über drei Millionen geschätzt wird.

Von den Fragebogen, die das Komitee an 2600 katholische Schulen aussandte, wurden etwa 93 % genau beantwortet, so daß die Erfahrungsgrundlage für eine Gesamtschätzung ausreicht. Aus den Antworten ergab sich, daß im Januar 1955 35 % der katholischen Schulkinder unter fünfzehn Jahren in nichtkatholischen Schulen unterrichtet wurden. Dagegen befanden sich in den katholischen Privatschulen unter den Knaben 18 %, unter den Mädchen sogar 48 % andersgläubige Schüler und Schülerinnen.

Insgesamt betrug die Zahl der katholischen Knaben im Alter bis zu 15 Jahren 601 000; von ihnen waren 385 000 schulpflichtig und von diesen 250 000 in katholischen Schulen. Mädchen unter 15 Jahren gab es 585 000, davon 378 000 schulpflichtige und 254 000 in katholischen Schulen. So werden in diesen von der Kirche unterhaltenen Erziehungsinstituten bei einer Gesamtzahl von rund vier Millionen Gläubigen doch insgesamt mehr als eine halbe Million katholischer Kinder im Sinne der Kirche erzogen, eine große Opferleistung der englischen Katholiken, die zum größten Teil den ärmeren Volksschichten angehören.

Der Grund dafür, daß es nicht noch mehr sind, liegt hauptsächlich in den jeweiligen örtlichen Schulverhältnissen, wie aus der statistischen Untersuchung klar hervorgeht. In einzelnen Jahrgängen steigt die Zahl der Kinder, die nicht untergebracht werden konnten, nahe an die 40-

Prozent-Grenze. Besonders betrifft das die kurz nach dem Kriege geborenen Kinder. Offensichtlich konnten die Schulen diese plötzlich an Zahl gewachsenen Jahrgänge nicht alle aufnehmen.

Die methodischen Schwierigkeiten, mit denen die Untersuchung zu kämpfen hat, sind groß. Die englischen Diözesen haben kein einheitliches und differenziertes statistisches Zählsystem, und wenn sie es hätten, würde die technische Durchführung der Zählungen sehr schwierig sein, vor allem, was den Teil der Gläubigen betrifft, der nicht in einem besonders engen Verhältnis zum Pfarramt steht. Als Beispiel für die Schwierigkeiten kann das komplizierte Verfahren zur Ermittlung der Zahl der überhaupt vorhandenen katholischen Schulkinder dienen. Man mußte dabei ausgehen von den Angaben der staatlichen Statistik über die Zahl der in jedem Jahre geborenen und denen der kirchlichen Statistik über die Zahlen der getauften Kinder. Die Hauptschwierigkeit bestand demnach darin, zu ermitteln, wie viele katholische Kinder zwar heute schulpflichtig, aber nicht in den Taufregistern aufgeführt sind. Doch haben diese Schwierigkeiten die Genauigkeit der Ergebnisse nicht wesentlich beeinflußt. In ihnen wurde zum erstenmal eine zuverlässige Grundlage für eine kirchliche Soziographie gelegt, die für die künftigen Planungen von höchstem Wert sein wird.

#### Ein Hirtenbrief beendet einen Streik

Erzbischof Campbell von Glasgow und die Bischöfe Scanlan von Motherwell und Black von Paisley konnten im Dezember 1955 durch einen Hirtenbrief einen Streik beenden. Der Streik war fast zwei Monate vorher in den Rolls-Royce-Werken von Blantyre, Hillingdon und East Kilbride im Industriegebiet des westlichen Schottland ausgebrochen und wurde von 7500 Arbeitern durchgeführt. Ein beträchtlicher Teil von ihnen ist katholisch. Die drei Diözesen umfassen etwa 538 000 Katholiken. Die katholischen Streikenden folgten der Mahnung ihrer Bischöfe und ergriffen die Initiative zur Beendigung des Streiks. Es gelang ihnen, den kommunistischen Gewerkschaftsterror zu brechen. Dieser Vorfall ist aus mehreren Gründen beachtenswert.

Die betroffenen Betriebe gehören zu den wichtigeren britischen Rüstungswerken, haben also eine nationale Bedeutung. Der Vorsitzende der Streikleitung und 45 von den 150 gewerkschaftlichen Betriebsvertrauensleuten, die den Streik veranlaßten, sind Kommunisten. In England ist man sich darüber einig, daß den Kommunisten ein Streik gerade in diesem Werk sehr gelegen kam. Der Anlaß dazu war folgender: Ein Gewerkschaftsmitglied hatte durch Überstundenarbeit gegen die Gewerkschaftsdisziplin verstoßen. Daraufhin wurde es ausgeschlossen, und die gewerkschaftliche Betriebsgruppe forderte von der Werksleitung die Entlassung dieses Arbeiters, da die Vereinbarung besteht, daß nur Gewerkschaftsmitglieder im Werk arbeiten dürfen. Die Werksleitung lehnte diese Forderung ab. Darauf veranlaßte die Betriebsgruppe die Belegschaft zum Streik, dem sich bald auch die Belegschaften der beiden anderen schottischen Rolls-Royce-Fabriken anschlossen. Der Streik war zunächst illegal. Er wurde erst hinterher durch die Exekutivausschüsse der beteiligten Gewerkschaften anerkannt. Nach den Richtlinien, die der britische Gewerkschaftskongreß erst im letzten Jahre aufgestellt hat, hätten dem Streik Verhandlungen auf höherer Ebene vorausgehen müssen. Die Gewerkschaftsleitung war

also durch den kommunistischen Einfluß innerhalb des Betriebes wieder einmal überspielt worden, wie es in den letzten Jahren in England so oft geschehen ist. Die nationale Wirtschaft hat durch solche Streiks schweren Schaden erlitten, und in diesem Falle traf er die Rüstung sehr empfindlich. Auch der Gewerkschaftskongreß hat erkannt, daß England sich die vielen Streiks nicht leisten kann, und beschloß die erwähnten Richtlinien, um zu verhindern, daß örtliche oder betriebliche Gewerkschaftsgruppen ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl handeln. Es zeigte sich aber, daß in diesem Falle die betriebliche Gewerkschaftsleitung den stärkeren Einfluß auf die Arbeiter hatte und die höheren Instanzen dazu nötigte, ihr eigenmächtiges Vorgehen zu legalisieren. Wie groß dieser Einfluß an Ort und Stelle war, erwies sich in der zweimonatigen Dauer dieses Streiks, der den Streikenden Lohnverluste von Millionen eintrug. Trotzdem folgten sie treu der Parole ihrer Vertrauensleute und blieben unnachgiebig. Nicht einmal die Drohung von Rolls-Royce, die schottischen Fabriken ganz zu schließen und die Produktion nach dem Süden zu verlegen, konnte dieses Vertrauen erschüttern. Anfang Dezember bestand immer noch keine Aussicht auf eine Beilegung des Konflikts.

#### *Der Hirtenbrief der schottischen Bischöfe*

Nun griffen die Bischöfe durch ihren Hirtenbrief ein. Darin stellen sie fest: „In unserer Mitte gibt es gewisse Leute, die ihren Beruf und ihr Geschäft darin sehen, den Klassenkampf zu fördern und in den Fabriken Streiks zu entfesseln, ohne Rücksicht auf das unvermeidliche Elend, das sie immer weiteren Kreisen zufügen. Unter der Tarnung durch die Gerechtigkeit und die Rechte der Arbeiter kümmern sie sich in Wirklichkeit nicht um deren Wohl, sondern einfach und allein um die Politik und Ausbreitung ihrer gottlosen und unsittlichen Organisation, die im Falle ihres Sieges eine Herrschaft des Terrors und einen Zustand allgemeinen Elends und Sklaventums nach sich ziehen würde. Wir tragen kein Bedenken, diese Leute zu nennen. Es handelt sich um die kommunistische Partei, deren Mitglieder leider vielerorts zu finden, ja man muß sogar zugeben, als demokratische Vertreter gewählt sind, besonders im Kreis der Betriebsvertrauensleute in unseren Fabriken. Es ist unsere schwere Pflicht als Diener Christi und Hirten seiner Herde, euch vor den üblen Umtrieben dieser Leute zu warnen, die unter dem Vorwand, für euer Wohl und Recht zu wirken, erbarmungslos auf euren Ruin hinarbeiten. Prosperität in einer Fabrik können sie nicht gebrauchen. Ihr Geschäft blüht am besten, wo Unzufriedenheit und Arbeitslosigkeit herrschen... Sie möchten euch terrorisieren durch Drohung mit dem Verlust eures Arbeitsplatzes, indem sie euch den Ausschluß aus der Gewerkschaft in Aussicht stellen für den Fall, daß ihr ihrer Führung nicht gehorcht oder mindestens euch der Opposition gegen sie nicht enthaltet.“

#### *Gegen „closed shop“*

Die Bischöfe legen dann die bekannten sittlichen Grundsätze über die Erlaubtheit eines Streiks dar und fügen folgende Prinzipien hinsichtlich des sogenannten „closed shop“, einer Betriebsvereinbarung über die ausschließliche Beschäftigung von Gewerkschaftsmitgliedern in einem Betrieb hinzu: „1. In erster Linie sollten wir eintreten für das Recht jedes einzelnen, zu arbeiten und dort zu arbeiten, wo er es will. Die Menschen sind nicht für die Skla-

verei geboren. 2. Diese Freiheit ist nicht unbegrenzt; sie muß beschränkt werden, wenn die Rechte anderer bedroht sind. 3. Deshalb würde es nicht ungerecht sein, in einer Fabrik, einer Gruppe von Fabriken oder sogar einer ganzen Industrie ‚closed shop‘ einzuführen, wenn zweifelsfrei bewiesen ist, daß das allgemeine Wohl und der Schutz der Arbeiter das fordern. 4. Bei der heutigen Stärke der Gewerkschaften und der allgemeinen Bereitschaft der Unternehmer, mit ihnen zusammenzuarbeiten, glauben wir, daß die Notwendigkeit eines verbindlichen ‚closed-shop-Abkommens‘ keineswegs allgemein besteht. 5. Wo ein solches Abkommen besteht, sollten Sicherungen geschaffen werden, um zu gewährleisten, daß die Rechte des einzelnen nicht gefährdet oder Arbeiter durch einen Einfluß- oder Machtclique in der Kollegenschaft terrorisiert werden. 6. Wir vertrauen auf die Gewerkschaften und würden uns freuen, wenn alle unsere arbeitenden Leute in ihnen eine tätige Rolle spielten. Ja wir drängen sie jetzt mehr als je dazu, damit diese bewunderungswürdigen Organisationen jederzeit wirklich repräsentativ und demokratisch bleiben mögen.“ Die Bischöfe sagen zum Schluß, daß sie durch die augenblicklichen Umstände zu diesen Warnungen bewegt worden seien, ohne jedoch den Rolls-Royce-Fall mit Namen zu nennen. Sie sprechen die Hoffnung aus, daß die Gläubigen sich nicht länger von den Feinden Christi und der Menschheit führen lassen werden und daß der Wirtschaftsfriede bald wiederhergestellt sein wird.

Mit Spannung wartete man in England darauf, welche Wirkung dieser Hirtenbrief haben würde. Der Streikführer erklärte unmittelbar nach seinem Erscheinen: „Die Sache ist ernst. Wir können nicht lächelnd darüber hinweggehen; denn viele von der Rolls-Royce-Belegschaft sind Katholiken.“ Die Kommunisten bemühten sich natürlich, die Meinung zu verbreiten, die katholischen Arbeiter seien über diesen Eingriff der Bischöfe empört. Tatsächlich aber ergriffen die Katholiken unter den Betriebsvertrauensleuten nun die Initiative und sprachen den Bischöfen für ihr klärendes Urteil und ihre Warnung vor dem Kommunismus ihren Dank aus. Sie wandten sich ihrerseits an die Belegschaft und setzten die Beendigung des Streiks durch. Es ist möglich, daß die Lehre dieses Streiks für die Zukunft im ganzen schottischen Industriegebiet Auswirkungen auf die gewerkschaftlichen Wahlen haben wird. In einer Wahl in Glasgow, die seit dem Erscheinen des Hirtenbriefs stattfand, wurde der bisherige kommunistische Einfluß wesentlich zurückgedrängt.

#### *Aus der totalitären Welt*

**Chronik** In seiner Nummer vom 26. November  
**der ungarischen** 1955 wandte sich der „Osservatore  
**Kirchenverfolgung** Romano“ gegen die ungarischen katholischen Zeitschriften „Bulletin Catholique hongrois“ und „A Kerézt“. Beide wurden im Sommer 1955 vom Heiligen Offizium verurteilt, wie die Herder-Korrespondenz in ihrer letzten Meldung über Ungarn mitteilte (vgl. 9. Jhg., S. 542). Trotzdem erscheinen sie weiter, nachdem an die Stelle der früheren Herausgeber eine anonyme Arbeitsgemeinschaft getreten ist, und verbreiten dieselben Ideen wie zuvor. Die Indizierung war vor allem deshalb vorgenommen worden, weil die Zeitschriften den Eindruck zu erwecken suchten, daß die Freiheit der Kirche und der Religionsausübung in Ungarn genügend gesichert

und das Verhältnis zwischen Kirche und Staat normal sei. Mit dieser These verbindet sich die andere, daß die Katholiken sich rückhaltlos am sozialistischen Aufbau beteiligen müßten.

Im Sinne dieser Thesen übernahm eine neue Nummer des „Bulletin“ einen Aufsatz aus der Zeitung „Magyar Nemzet“, worin der Verfasser, angeblich ein Geistlicher, den Beginn eines goldenen Zeitalters des Humanismus feiert, in dem die Menschen, frei von Furcht, sich der Entwicklung ihrer Werte hingeben können. Diese rosige Sicht wird aber gleichzeitig von „A Kerézt“ getrübt; denn dort ist eine Warnung an die Katholiken zu lesen, man möge sich über den Sinn der verfassungsmäßigen Religionsfreiheit nicht täuschen. Sie gewähre keinen Raum für eine religiöse Tarnung von Absichten, die reaktionäre Ziele verfolgen. Die Verfassung gebe nur die Ausübung des Kultus frei, also das Religiöse in striktester Auslegung.

Aber selbst wenn man sich mit einer solchen Auslegung abfinden würde, widersprechen zahlreiche Tatsachen der Behauptung, daß die Kirche Ungarns dieses Mindestmaß von Freiheit uneingeschränkt genieße. Der „Osservatore Romano“ zählt einige solche Tatsachen auf. Die Freiheit der christlichen Verkündigung durch die Priester und namentlich durch die Bischöfe ist beschränkt durch die Grundsätze des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus. Sie darf mit dessen Dogmen nicht in Konflikt kommen; denn das wäre bereits politischer Mißbrauch der Religion. Andererseits wird die Kirche gezwungen, für die politischen und wirtschaftlichen Ziele des Kommunismus bei den Gläubigen Propaganda zu machen. Damit hierin keine Pannen vorkommen, sind den Bischöfen nach wie vor staatliche Überwachungsbeamte beigegeben, ohne deren Plazet ein Bischof nichts veröffentlichen oder auch nur äußern kann. Weniger offen, doch nicht weniger aufmerksam werden auch die Seelsorger daraufhin überwacht, daß sie an diesem Verhältnis von religiösem und politischem Dogma nicht rütteln.

In der Einengung der kirchlichen Bewegungsfreiheit in letzter Zeit sieht der „Osservatore Romano“ eine Erschwerung der Lage. Mehrere Priester wurden verhaftet, andere, wie der Rektor des Zentralseminars in Budapest, abgesetzt. Die Verschärfung datiert nach dem „Osservatore“ seit dem Verbot der beiden Zeitschriften. Schon damals wurden Maßnahmen gegen Geistliche getroffen, die sich von der Bewegung der „patriotischen Priester“ distanzieren. Manche von ihnen wurden aus ihren Amtsbezirken und sogar Diözesen ausgewiesen und anderswo zur Ausübung ihres Amtes nicht mehr zugelassen, worin sich von neuem die Hand des Staates zeigt.

Wie die Bevölkerung die Lage der Kirche beurteilt, schildert im „Echo der Zeit“ (27. November 1955) ein gut informierender Aufsatz eines Besuchers, der sich persönliche Begegnungen verschaffen konnte. Man erzählte ihm aus dem „Alltag des kirchlichen Lebens“. Sein erstes Kennzeichen ist die lückenlose Überwachung. Die Bauern machen sich nicht viel daraus, ob man in der Partei weiß, wie sie zur Kirche stehen. Aber wer als Staatsangestellter oder Soldat oder Angehöriger eines Intelligenzberufes auf die Gnade der Partei angewiesen ist, vermeidet es, so gut er kann, sichtbar mit der Kirche in Berührung zu kommen. So werden auch viele Seelsorgsfunktionen in großer Heimlichkeit vollzogen. Von der Kontrolle wird besonders auch der Religionsunterricht der Kinder betroffen. Dieser Unterricht findet in der Schule mit wöchentlich einer Eckstunde statt. Aber die Eltern müssen förm-

lich darum nachsuchen. Die Schulleiter haben dann die Namen der Väter deren Betriebsleitungen mitzuteilen, und über diese oder die parteilichen Betriebszellen beginnt der Druck. Das hat zur Folge, daß in den Städten nur etwa 50% der Kinder am Religionsunterricht teilnehmen. Auf dem Lande ist es besser. Selbstverständlich wird die Jugend mit derselben Intensität und denselben Mitteln kommunistisch beeinflusst wie in allen totalitären Staaten. Man hat deshalb Grund, sich über die Einstellung der kommenden Generation Sorgen zu machen.

Besonders hart wurden die Ordensleute in Ungarn betroffen, da alle Klöster mit wenigen Ausnahmen aufgelöst wurden. Heute sind, diesem Bericht zufolge, etwa 10 000 Ordensleute arbeitsverpflichtet. Die nicht mehr Arbeitsfähigen wurden in sogenannte Sozialheime eingewiesen, die Kirche und Staat gemeinsam unterhalten und die ihren Insassen einen kärglichen Lebensabend bieten, nicht ohne ihre Freiheit zu beschränken. Nur etwa 300 Ordensgeistliche haben in der Seelsorge ein neues Wirkungsfeld gefunden.

Für die Ausbildung des Priesternachwuchses bestehen noch fünf Seminare, darunter das in Budapest mit einer akademischen Fakultät. In den Seminaren studieren etwa 500 Priesteramtskandidaten. Auch die Zulassung ebenso wie die Weihe jedes einzelnen Kandidaten darf nur mit Genehmigung der zuständigen Kommissare bei den Bischöfen erfolgen.

Die Kirchenpolitik Ungarns wurde in diesem Jahre durch die Haftmilderung für Kardinal Mindszenty und Erzbischof Grösz gekennzeichnet. Sie wurden zwar nicht entlassen, wie es in offiziellen Verlautbarungen hieß, sondern nur aus dem Gefängnis in Privatinternierung überführt, wo sie auch heute noch vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten leben müssen. Aber man hat in Ungarn von diesem Akt des Entgegenkommens, der auf Intervention von Erzbischof Czapik geschah, ein Aufheben gemacht, als sei damit das Wohlwollen des Staates überzeugend dokumentiert. Demgegenüber hat der „Osservatore“, wie schon in den parallelen Fällen in anderen kommunistischen Staaten, immer wieder betont, das Problem liege nicht in persönlichen Schicksalen, sondern in der Freiheit des kirchlichen Amtes, die noch in keinem Falle wiederhergestellt wurde. So hat sich denn auch seit der Haftmilderung in der Sache nichts geändert. Diese selbst mag mit Rücksicht auf das Ausland oder auch in der Absicht einer Prestigeunterstützung für die patriotischen Priester begründet gewesen sein, und sie muß zudem damit bezahlt werden, daß die Kirche die Propaganda des Staates unterstützt.

Trotzdem finden sich in Reden und Zeitungsartikeln immer wieder Angriffe auf die „klerikale Reaktion“. Sie dürften nicht zuletzt darin ihren Grund haben, daß der Klerus zwar die fortwährenden Aufrufe den Gläubigen bekanntgibt, jedoch den „patriotischen Priestern“ gegenüber nach wie vor große Zurückhaltung bewahrt, so daß deren Bemühungen um die politische Aktivierung des Klerus meist ins Leere stoßen.

#### *Aus Amerika*

**Um die katholische Erziehung in Costa Rica** Nach Guatemala (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 497) geht in Mittelamerika nunmehr auch in Costa Rica der Kampf um die Anerkennung der katholischen Forderungen in der Erziehung der Jugend. Die costarri-

canische Verfassung anerkennt die Freiheit des Unterrichts und das Bestehen kirchlicher Schulen. Das Erziehungsgesetz macht den katholischen Religionsunterricht für alle Schulen verpflichtend (Costa Rica ist zu 92% katholisch) und nimmt nur diejenigen Schüler aus, deren Eltern ausdrücklich darum nachsuchen. Tatsächlich ist es nur ein verschwindend kleiner Bevölkerungsanteil, der von dieser Befreiung vom katholischen Religionsunterricht Gebrauch gemacht hat. Dagegen werden im Parlament von Costa Rica neuerdings systematische Anstrengungen unternommen, die katholischen Schulen zurückzudrängen und ein neues Erziehungsgesetz zu lancieren. Diese Vorfälle sowie ähnliche Bestrebungen in Erzieherkreisen veranlaßten den costarricanischen Episkopat zu einem gemeinsamen Hirtenbrief, in dem das Volk aufgefordert wird, „die erzieherische Tätigkeit der Kirche und das Elternrecht auf christliche Bildung mit Nachdruck zu verteidigen“. „Unser Anliegen wird noch verstärkt durch die Tatsache, daß das Recht auf katholische Erziehung der Kinder aus katholischen Familien fast gleichzeitig in verschiedenen Ländern der Welt schwere Angriffe erdulden mußte.“ Die Bischöfe fordern alle Pfarreien auf, Gruppen der „Vereinigung für Familie und Erziehung“ (AFE) zu bilden, soweit diese Organisation des Laienapostolats nicht schon ohnehin besteht.

**Kirche und Schule in Amerika** Unter dem Titel „Der Ort der kirchlichen Privatschulen im amerikanischen Erziehungssystem“ haben die Bischöfe der Vereinigten Staaten eine grundsätzliche Rechtfertigung des kirchlichen Anspruchs auf Schulen vorgelegt, deren Beweisführung sich auf folgende Gründe stützt:

„Die Freiheit unter Gott ist Amerikas teuerstes Erbe.“ Die Wurzel dieser Idee liegt in der Vorstellung, daß jeder seinem Schöpfer persönlich verantwortlich ist. Die Vereinigten Staaten haben dieser Verantwortung in ihrer Gesetzgebung Raum geschaffen.

Will man diese Freiheit erhalten, dann muß man sie zur Grundlage der Bildung in der Schule machen. Das heißt: die Schulen müssen die Freiheit haben, die Wahrheit zu lehren.

Amerika genießt den Segen der Erziehungsfreiheit. Seine Schulen sind keine Staatskreaturen, kein „sklavisches Instrument eines Regierungsmonopols“. Staatsschulen und freie Schulen stehen in gesunder Konkurrenz.

Es ist unerheblich, daß die privaten Schulen weniger Schüler haben als die staatlichen; immerhin sind es über fünf Millionen. Die freie Schule als solche ist ein integrierender Bestandteil des amerikanischen Erziehungssystems. Die freien Schulen waren zweihundert Jahre lang allein die Träger der Erziehung in Amerika. Ihnen verdankt das Land sein Ethos der Freiheit. Die katholischen Schulen sind das schönste Zeugnis des religiösen Impulses der Gläubigen.

„Die Entwicklung und die kraftvolle Ausdehnung des amerikanischen Erziehungssystems gilt mit Recht als eine der größten Errungenschaften der westlichen Zivilisation.“ Nur die Freiheit für die Privatschulen hat diese Entwicklung ermöglicht. Deren Ruhm liegt in der Tatsache, daß sie durch die freie Initiative der Bürger erhalten wurden.

Der amerikanische Begriff von Freiheit meint Unabhängigkeit gegenüber totalitärer Staatsgewalt. Wer das begreift,

muß folgern: Private und kirchliche Schulen bestehen nicht kraft staatlicher Duldung, sondern Rechts. Das hat ihnen auch der Oberste Gerichtshof bestätigt. „Bis jetzt ist glücklicherweise das Recht der Eltern, ihr Kind zu erziehen, vor keinem amerikanischen Gericht mit Erfolg bestritten worden. Das Land ist darin einig, daß dieses Recht eine Grundlage des Begriffs der Freiheit ist.“ Zwischen Staatsschule, Privatschule und kirchlicher Schule entscheidet allein der Wille der Eltern. Der Staat hat einen Anspruch darauf, daß die Kinder Schulbildung erhalten. In welcher Form diesem Anspruch genügt wird, das entscheiden die Eltern. Sie haben ein primäres Recht, der Staat ein allgemeines, subsidiäres. „Der Staat ist seinem Begriff entsprechend keine Erziehungseinrichtung.“ Das Elternrecht geht jedem positiven Gesetz voraus. In ihm spiegelt sich die Unverletzlichkeit der menschlichen Person und seiner Freiheit unter Gott.

Für katholische Eltern besteht zudem die Gewissenspflicht, ihre Kinder im Einvernehmen mit der Kirche zu erziehen.

Den kirchlichen Schulen wird der Vorwurf gemacht, sie seien ein Element der Spaltung in der amerikanischen Gesellschaft. Das würde nur richtig sein, wenn man die Religion als einen Fremdkörper im amerikanischen Leben ansähe. Das Christentum mit seinen Grundgeboten der Liebe zu Gott und zum Nächsten kann aber nicht als trennend betrachtet werden. Nur wer Haß predigt, trennt; wer Liebe verkündigt, einigt. Ist es nicht auch einsichtig, daß die Lehre des Christentums, die allen Nachdruck auf Gottes Gesetz, das Naturgesetz, das bürgerliche Gesetz, die Tugenden der Gerechtigkeit und der Liebe, die Verpflichtung zur Vaterlandsliebe und zur Dienstbereitschaft gegenüber der Allgemeinheit legt, die stärksten nationalen Bindungen schafft?

Wer die kirchlichen Schulen kritisiert, vergißt, daß die Gesellschaft pluralistisch ist und nicht Einförmigkeit verlangt, sondern Einheit in der Mannigfaltigkeit. „Die kirchlichen Schulen legen für nichts ein so klares Zeugnis ab wie für den amerikanischen Geist, der zwar Einigkeit in den grundsätzlichen Bürgerpflichten fordert, aber bis zum Tode die Dinge verteidigt, in denen dem amerikanischen Bürger seine Freiheit garantiert ist.“

Die freien und kirchlichen Schulen in Amerika haben darum Anspruch auf Recht und Billigkeit. Deshalb erheben sie Protest gegen jede Behandlung, die sie als zweitrangig in bezug auf das Gemeinwohl betrachtet. Ihre Schüler haben das Recht auf gleiche Behandlung hinsichtlich aller Maßnahmen, die der Staat zum Wohl der Jugend, ihrer Gesundheit, Sicherheit und Förderung trifft. Diese Verlautbarung appelliert an den Gerechtigkeitsinn des amerikanischen Volkes und ersucht es, sich darüber Rechenschaft zu geben, was die freien Schulen für die Idee der Freiheit bedeuten und was sie für Amerika geleistet haben, und dafür zu sorgen, daß sie bestehenbleiben, solange die Amerikaner ein Volk von freien Menschen sind.

**Kleine Kreise — die Methode der Elitebildung** An anderer Stelle wird in diesem Heft (vgl. S. 236) darüber berichtet, wie wichtig die Rolle der kleinen Eliten, der Kernkreise, ist, wenn unsere Gesellschaft erneuert werden soll. Hier zeigt sich eine wichtige Aufgabe für alle religiösen Standesorganisationen und auch für die Pfarrseelsorge. Sie ist aber ebenso schwierig wie wichtig! Des-

halb werden Beispiele, die zeigen, „wie man es machen kann“, nicht unwillkommen sein.

Ein solches Beispiel erzählt der in der katholischen Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten tätige Journalist John C. Cort in „The Commonweal“ (11. November 1955). Auch die amerikanische katholische Arbeiterbewegung kämpft, soweit sie die überkommenen Methoden religiöser Standesorganisation anwendet, mit dem Mangel an Interesse und der Lethargie eines großen Teils der Mitglieder. Man sieht vielfach nicht mehr ein, wozu das Ganze nötig sein soll.

So beschritt die Catholic Labor Guild in Boston vor einem Jahr einen neuen Weg. Man gründete einen Kernkreis von zehn Mitgliedern. Diese treffen sich alle vierzehn Tage mit ihrem Seelsorger zu einem Gespräch über ein religiöses oder sozialetisches Thema. Das Gespräch zielt auf die Frage: Was kann man nun unmittelbar tun? Zum Schluß wird ein konkreter Vorsatz für die nächsten zwei Wochen gefaßt, und auf der folgenden Sitzung geben sich die Teilnehmer gegenseitig darüber Rechenschaft, wie sie den Vorsatz erfüllt oder auch nicht erfüllt haben. Cort sagt, es sei dabei sehr ehrlich zugegangen. Die Männer hätten sich nicht geniert, häufig einzugestehen, daß sie wenig oder nichts getan hatten. Aber es seien auch schöne gegenteilige Beispiele zu verzeichnen gewesen. Einmal wurden die Werke der leiblichen Barmherzigkeit besprochen. Einer der Teilnehmer ging darauf in ein Krankenhaus und ließ sich den Namen eines Patienten nennen, der nie Besuch bekam. Diesen besuchte er von nun an regelmäßig, und daraus entwickelte sich eine bleibende Freundschaft. Es war ein Kontakt mehr in unserer kontaktlosen Zeit hergestellt! Im Anschluß an eine Diskussion über „die Einstellung des Arbeiters zu seiner Berufsarbeit“ wurde der Vorsatz gefaßt: „Faire Arbeit für fairen Lohn!“ Es kam heraus, daß man sich bemühte, ihn tatsächlich zu erfüllen.

Was den Verlauf der vierzehntägigen Sitzungen angeht, sagt Cort, so wird streng darauf geachtet, daß die Form des Gesprächs innegehalten wird. Es gibt keine längeren Vorträge. Daraus haben sich verschiedene Vorteile ergeben. Da jeder Teilnehmer unter dem Zwang steht, im Lauf der Sitzung sich zusammenhängend zum Thema äußern zu müssen, lernt er es, zu religiösen oder sozialen Fragen etwas Vernünftiges zu sagen und so auch, sich eine Meinung zu bilden. Anfangs hätten die Scheuen und Unbeholfenen sich zurückgehalten. Im Lauf der Zeit seien sie aber immer mehr aus sich herausgegangen. Sie hätten sprechen gelernt. Dazu habe, was zunächst sehr seltsam klingt und doch nichts weiter ist als eine neue Bestätigung für die Kontaktlosigkeit unserer Zeit, der Mensch heute sonst kaum Gelegenheit. Denn im öffentlichen Leben spielen die meisten nur die Rolle des Zuhörers, und im privaten Leben bewegen sich die Gespräche meist völlig im Nichtssagenden.

Abgesehen von dieser mehr formalen Bildung sei auch ein tieferes Verstehen der besprochenen Themen und Grundsätze erreicht worden. Der Mensch hat ja eine Sache erst dann wirklich verstanden, wenn er sie mit eigenen Worten auszudrücken vermag. Wird er dazu gezwungen, dann wird er den Worten seiner Vorredner viel aufmerksamer und kritischer zuhören, als wenn ihm ein Vortrag gehalten wird, den er dann mit nach Hause nehmen soll. Bis er nach Hause kommt, hat er das meiste schon vergessen; er behält günstigenfalls eine unklare und deshalb

auch wenig verwertbare allgemeine Vorstellung von der Sache zurück. Auf diese Weise bildet man keine Führer heran. Im Bostoner Kreis dagegen war einer der Teilnehmer, anfangs ein sehr schüchterner junger Mann, nach einem Jahre bereits ein tüchtiger Diskussionsredner und kurz darauf schon stellvertretender Vorsitzender seiner Gewerkschaftsgruppe.

Besonders erfreulich war es, daß die Männer mit erstaunlicher Bereitwilligkeit auf religiöse Themen eingingen und in diesem Kreise das religiöse Gespräch erlernten. Es lief nach einigen Anfangshemmungen so gut an, daß man Mühe hatte, die dafür vorgesehene Zeit von zwanzig Minuten nicht zu überschreiten. So wurde ihnen also auch der Inhalt des Glaubens allmählich zum persönlichen Besitz.

Noch eine Erfahrung wurde gewonnen: Ein solcher Kreis sollte möglichst aus Menschen mit gleichartigem Bildungsniveau bestehen. Andernfalls fühlen sich die Schwächeren zu sehr gehemmt.

Nachdem der Bostoner Kreis zunächst in sich selbst Form und Gestalt gewonnen hatte, öffnete er sich weiteren Teilnehmern, und da seine Sitzungen „praktische“ und vernünftige Meinungen und Ideen zutage förderten, fanden sich dafür auch Interessenten. Inzwischen sind aus dem einen Kreis bereits mehrere geworden, alle innerhalb einer Pfarrei. Sie beginnen sich nach dem jeweiligen Bildungsniveau auszugliedern.

Das Beispiel von Boston ist inzwischen auch in Chicago nachgeahmt worden, wo die Catholic Labor Alliance sechs solcher Gruppen zählt. Cort ist sich bewußt, daß es sich bei dieser Methode nur um die Übernahme eines Gedankens handelt, der besonders in Frankreich in der Jeunesse ouvrière und in der Familienbewegung schon lange angewendet wird. Aber es zeigt sich, daß er auch außerhalb des diskutierfreudigen romanischen Milieus mit Erfolg versucht werden kann. Es ist ein gangbarer Weg der Heranbildung apostolischer Führungskräfte im Laientum.

Die Herder-Korrespondenz würde gern weitere Erfahrungen dieser Art aus dem Leserkreise zu gegenseitiger Ermunterung in der wichtigen Aufgabe der Elitebildung veröffentlichen und bittet daher ihre Leser um Mitteilung solcher Erfahrungen.

### *Aus den Missionen*

**Die Missionen Afrikas, die in Berührung mit dem Islam stehen. Missionsgebetsmeinung für März 1956**

Über die Fortschritte des Islams im Schwarzen Afrika ist schon mehrmals in der Herder-Korrespondenz (9. Jhg., S. 546, und Soziograph. Beilage Nr. 3 im gleichen Heft: „Der Islam in der Welt“) berichtet worden. Diesmal geht es um die innere Analyse der Kräfte, die sich an den Berührungstellen von Islam und Christentum gegenüberstehen. Die Gebiete dieses Kontaktes — wir schließen Nordafrika aus, da dort keine größere katholische Missionstätigkeit zu verzeichnen ist und wir die besonderen Probleme dieses Gebietes erst im Januarheft, S. 181 ff., behandelt haben — sind Französisch-West- und Äquatorialafrika, Sierra Leone, Goldküste, Nigerien, der Sudan, Britisch-Ostafrika, Portugiesisch-Afrika und Insel-Afrika. Die Hauptgefahren für das Christentum liegen augenblicklich in Französisch-Afrika, näherhin in den Gebieten zwischen dem 5. und 15. Breitengrad.

Alle Statistiken betonen den unvergleichlich größeren Fortschritt, den die Religion Mohammeds im Vergleich zum Christentum unter den Schwarzen macht. Aber die Tatsache, daß die einen behaupten, auf jeden Neuchristen kämen zwei Neumohammedaner, während die anderen erklären, auf jeden, der sich christlich taufen lasse, träfen zehn, die der Islam für sich gewinnt, zeigt uns nicht nur, daß die Islam-Statistiken mangels genauer Unterlagen weitgehend auf Schätzungen beruhen, sondern daß auch bei diesen Schätzungen oft verschiedene Maßstäbe angewandt werden. Der Grad der äußeren Islamisierung von Gebieten Innerafrikas besagt nämlich noch nichts über den Bekenntnisstand der einzelnen Individuen. Während die christliche Mission sofort eine innere Umwandlung des Persönlichkeitskerns anstrebt, begnügt sich der Islam zunächst mit einer lockeren Angliederung des durch Propaganda gewonnenen Schwarzen an einen religiös-sozialen Zweckverband, die durch Erfüllung einiger ritueller Vorschriften dokumentiert wird. Dabei kann der Betreffende vorerst ruhig im alten heidnischen Brauchtum und der ihm zugrundeliegenden Vorstellungswelt weiterleben. Man kann in einer halben Stunde im Schwarzen Afrika Mohammedaner werden, die Taufe wird aber erst nach langer Vorbereitung und Erprobung im christlichen Leben gespendet. Ein Afrika-Missionar hat den Islam mit einem Holzhauer verglichen, der sich damit begnügt, die Bäume zu markieren in der Erwartung, daß sie von selbst fallen, während er die katholischen Missionen im Rahmen dieses Vergleichs als von Lärm und Aktivität erfüllte Sägewerke bezeichnet, die die Bäume sofort nach ihrer Niederlegung werkgerecht zuschneiden. Wollte man eine genaue Islam-Statistik herstellen, so müßte sie nach dem Grad der Islamisierung gestaffelte Zahlen bieten, und zu diesem Zwecke müßte man jeden Schwarzen examinieren, der sich Mohammedaner nennt. Die Beachtung dieser Gesichtspunkte ist auch deshalb so wichtig, weil dadurch das Feld der möglichen Einbrüche in den islamisierten Raum offenbar wird. Ein nur äußerlich oder zu nur geringen Prozenten islamisierter Neger kann ebenso leicht Gegenstand der christlichen Mission werden, wie er anfällig ist für den Materialismus der technischen Zivilisation und für die Werbung des Kommunismus. — Ferner muß zur Wertung der Statistiken noch gesagt werden, daß Gebiete, an deren Hauptverkehrsadern (Straßen und Flüssen) der Islam sich eingenistet hat, abseits dieser Wege oft noch in tiefem Heidentum stecken, was oberflächliche Schätzungen von Nichtkennern der Verhältnisse oft übersehen. — Schließlich gibt es sowohl Volksgruppen in völlig islamisierten Gegenden, die seit Jahrhunderten jeden Einbruch des Islams abwehrten, als auch derart äußerlich islamisierte Stämme, daß sie sofort bei Berührung mit der christlichen Mission sich dem Christentum zuwenden. Die katholische Mission hat — zu ihrer eigenen Überraschung — solche Erfahrungen im Tschad-Gebiet noch in den letzten Jahren gemacht. Die globalen Islam-Statistiken pflegen dies alles zu übersehen. Diese Feststellungen wollen die unbestreitbar großen Erfolge des Islams in Afrika nicht verkleinern, sondern nur auf das rechte Maß zurückführen.

*„Die Religion Afrikas“*

Seit Jahrhunderten hat sich der Islam im Schwarzen Afrika durch persönliche Werbungsaktionen seiner Mit-

glieder ausgebreitet. War der Anschluß an die Religion Mohammeds früher meist dem Selbsterhaltungstrieb zuzuschreiben — man suchte sich so der Freiheitsberaubung durch die arabischen Sklavenhändler zu entziehen —, so war im letzten Jahrhundert das stärkste Motiv der Anschluß an die vom Islam gebotene höhere Zivilisationsstufe. Dennoch hätte dieser Beweggrund nicht genügt, wenn nicht die Zerschlagung der alten Stammesordnungen auch die an den Stamm gebundene religiöse Welt der Schwarzen zerstört hätte. Die starke religiöse Veranlagung zwang die Schwarzen, nach einer Religion Ausschau zu halten, die dem sich erweiternden religiösen Weltbild genüge und zugleich einen Ersatz für die mit der alten Religion aufs innigste verwobene frühere Sozialordnung darstellte. Beides bot der Islam in hervorragendem Maße, da seine Gesellschaftsordnung ausschließlich religiös bestimmt ist. Dazu paßte er sich auch geschmeidig den Übergangsformen der Zivilisationskrise in Afrika auf allen Gebieten an. Viel stärker als die zunächst in europäischen Formen auftretende christliche Mission der jüngsten ein- einhalb Jahrhunderte mit dem Kulturboden Afrikas verwachsen und vertraut, in Nord- und Ostafrika über gefestigte Positionen verfügend, einfach im Credo und nachgiebiger in den sittlichen Forderungen, stellte er sich mit Erfolg als „die Religion der Schwarzen“, als „die Religion Afrikas“ vor. Dies fiel ihm um so leichter, als das Christentum in den Augen sehr vieler Schwarzen „die Religion der weißen Eroberer“ war. Mochte es früher nützlich sein, sich dieser Religion anzuschließen, um ihre Bildungsmöglichkeiten auszunutzen und so zu gesellschaftlichen Vorteilen zu gelangen, so empfiehlt es sich im Zeitalter des Antikolonialismus, sich jener Religion zuzuwenden, die sich mit dem afrikanischen Nationalismus verbündet, um die Weißen (und mit ihnen ihre Religion) zu vertreiben. Die Überzeugung, daß der Islam „die Religion Afrikas“ ist, hat eine so weite Verbreitung, daß sie selbst von den aus dem Islam kommenden „aufgeklärten“ und religiös uninteressierten Afrikanern ohne weiteres vertreten wird.

*Der Marabutismus*

Der Islam hat sich im Schwarzen Afrika meist in der Form der Bruderschaften verbreitet, deren Leitung in den Händen der Marabuts liegt. Diese Bruderschaften erleben gerade in unseren Tagen einen enormen Aufschwung, besonders in Französisch-Afrika. Sie haben nichts mit dem trockenen ritualistischen und formalistischen Islam gemein, mit ihm sogar jede Verbindung verloren. Nicht als Doktrin, sondern als Schule mohammedanischen Lebens geben sie nach der Art des Sufismus den Menschen eine persönliche Verbindung mit der Welt des Übernatürlichen und kommen so den Primitiven entgegen, die ja diese Welt als stärkste Realität betrachten. Koran und islamische Tradition werden dabei allegorisch erklärt, und man scheut sich auch nicht, nebenher mit Amuletten zu handeln. Unmerklich substituiert sich der Islam dem animistischen Untergrund, erfüllt die Sehnsucht der Schwarzen nach „mystischer“ Religiosität und stellt im Leiter der Bruderschaften, die sich gebiets- und stammesmäßig organisierten, den Gottesmann vor, der die Verbindung mit der jenseitigen Welt herstellt. Der Zauberer wird ersetzt durch den Marabut, und diesem wendet sich die starke Neigung der Schwarzen zum Persönlichkeitskult zu. Die Bruderschaften entwickeln auch einen starken Sozialsinn

und geben in allen Nöten des irdischen Lebens Halt und Hilfe. Der Marabut gründet seinerseits Schulen, die eine primitive Kenntnis des Islams geben und zugleich neue Zellen für seine Ausbreitung sind.

### *Das Geschäft*

Von jeher hat es der Islam verstanden, nicht nur durch Verkauf von „gris gris“ (Amuletten) unter den Schwarzen seinen Marabuts Einnahmequellen zu erschließen, sondern auch durch ausgebreitete Handelsgeschäfte eine Art islamischer „Hansa“ in Afrika aufzubauen, die zugleich Verbreiter der islamischen Religion ist. Zu den afrikanischen Stämmen, die seit alters diesem Interessenverband dienen, und den Arabern, die früher das Schwarze Elfenbein verkauften, haben sich in wachsender Zahl indische und pakistanische Sekten gesellt, die mit modernen wirtschaftlichen Methoden von Osten her ins Innere des Kontinents vordringen. Bei der religiösen Werbung bedienen sie sich auch dem Christentum abgeschauter Missionsmethoden und werden in wachsendem Maße Werkzeuge der Politik Indiens und Pakistans.

### *Religiöse Konzentrationsbemühungen*

Die Führungsschicht des Islams in Vorderasien und Ägypten sucht heute mit großer Zähigkeit, die vielgestaltigen Erscheinungen eines den orthodoxen Traditionen entfremdeten Islams im Schwarzen Afrika wieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Ihr Blick hat sich infolge der weltpolitischen Entwicklungen außerordentlich geweitet, und man ist sich der einmaligen Chancen in Afrika, die das Ende des Kolonialzeitalters bietet, wohl bewußt. Wie weit der Reformismus und Purismus sich im Schwarzen Afrika durchsetzen wird, ist eine Frage, die seitens der dort tätigen katholischen Missionare nicht eindeutig beantwortet werden kann. Dauernd werden junge Schwarze zu den mohammedanischen Universitäten Nordafrikas, besonders zur Al-Azhar-Universität in Kairo gesandt, um dort die reine Lehre zu studieren und mit den gewonnenen Kenntnissen später den Islam in ihren Gebieten zu reformieren. Die Zahl der Schwarzen an der Ersten Universität des Islams zu Kairo beträgt Jahr für Jahr mehrere Hundert.

Größere Sorgen bereiten dem religiösen Islam die politischen Bestrebungen der an Afrika interessierten islamischen Mächte, zu denen sich in Kürze auch der Sudan und Somaliland gesellen werden. Zwar fördern die politischen Selbständigkeitsbewegungen in Nordafrika, ferner Ägypten, Saudi-Arabien, Indien und Pakistan allesamt die Ausbreitung der Religion Mohammeds, verbinden damit aber eigene politische Ziele. Es droht so etwas wie eine Neuaufteilung des Schwarzen Afrikas, die diesmal nicht von den alten Kolonialmächten ausgeht, sondern von den jungen Staaten des Nahen Orients und des Mittleren Ostens, die schon jetzt ihre Interessensphären für den Augenblick abzustecken suchen, wo man Europa aus dem Mittleren Afrika herausgedrängt hat. Was wird stärker sein, der islamische Zusammenhalt oder der Nationalismus der an der Ausbreitung des Islams politisch interessierten Staaten? Auf jeden Fall wird das Zeitalter der privaten Ausbreitung des Islams in Afrika jetzt abgelöst durch eine Periode, in der religiöser Islam und politischer Islam zu organisierten Aktionen schreiten.

Die Werbung wird dadurch erleichtert, daß im Schwar-

zen Afrika die europäischen Mächte noch eine, wenn auch bedrohte pax europaea aufrechterhalten und dem Islam keine Schwierigkeiten in seiner Ausbreitung machen, wiewohl seine direkte Förderung, die früher manchen Kolonialmächten ein Gebot politischer Klugheit zu sein schien, heute einer sehr nachdenklichen Haltung gewichen ist. Die durch die Industrialisierung hervorgerufene große Binnenwanderung gestattet dem Islam, sich auch an bisher nicht erreichten Stellen bequem einzunisten. Dazu kommen Presse, Film und Rundfunk. Aus Nordafrika werden Tonnen von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern nach Mittelfrika transportiert. Das Neueste auf diesem Gebiet ist das Auftreten islamischer Literatur in französischer Sprache in Französisch-Aquatorial- und Westafrika. Jeder vierte in Französisch-Westafrika gezeigte Film stammt aus der arabischen Kulturwelt. Auch der im Ausbau befindliche Rundfunk erreicht mit religiös-islamischen Sendungen ständig mehr Afrikaner.

### *Rückständigkeit im Schulwesen*

Den vielen fördernden Elementen steht ein großes Hemmnis entgegen: die Rückständigkeit des Islams im Schulwesen, für dessen Entwicklung die Mohammedaner bisher nicht viel getan haben. Jeder „Gebildete“, d. h. jeder Schwarze, der auch nur die ersten Volksschulklassen absolviert hat, schaut mit Verachtung auf die Koranschulen und wird seine Kinder nicht dorthin schicken. Das europäische Schulwesen — das bisher zu erheblichen, stellenweise zu höchsten Prozenten in Händen der Missionen war — hat sich als ein sehr wirksames Mittel erwiesen, um der stillen Ausbreitung des Islams Einhalt zu gebieten. Die Kolonialmächte sind bereit, auch islamische Schulen zu unterstützen, wenn sie den staatlichen Lehrplänen und den an deren Lehrkräfte gestellten Anforderungen genügen. Aber es gibt nur wenige solcher Schulen, die entsprechende Lehrkräfte besitzen. In Britisch-Afrika werden solche Schulen meistens von Lehrern gehalten, die von den christlichen Schulen vor die Tür gesetzt wurden. Die führenden Islamkreise, besonders jene des Reform-Islams, zeigen in letzter Zeit erhöhtes Interesse für die Schulfrage. Man gibt Stipendien zum Besuche der von den Kolonialmächten eingerichteten höheren Bildungsstätten, und die Zahl der gebildeten Mohammedaner, die nach Absolvierung der Mittelschulen an westliche Universitäten gehen, ist zur Zeit in Französisch-Afrika größer als die der katholischen Mittelschulabsolventen, die an diese Hochschulen gesandt werden. In dem Maße wie die Schwarzen selbst die Verantwortung im Schulwesen übernehmen, kann der Islam hie und da von heute auf morgen kräftige Hilfe zur Modernisierung seines Schulwesens erhalten, und dann würde die modernisierte mohammedanische Schule für das Christentum zu einer ernststen Gefahr werden.

### *Reform-Islam und westliche Zivilisation*

Die Schulfrage ist nur ein Teilausschnitt aus dem Problemkreis „Islam und westliche Zivilisation“. Es gibt einen „Reform-Islam“, der glaubt, die technische Zivilisation werde dazu gebracht werden können, sich dem Islam zu beugen, mit anderen Worten: sie könne vom Islam absorbiert werden. Man glaubt den gottfernen Geist und den Materialismus, der sich an diese Zivilisation geklebt hat, entmachten zu können. Was gut und nützlich

in der Lebensform des Westens ist, sucht man als eine auch im Koran schon grundgelegte Forderung nachzuweisen, während offensichtlich rückständige Formen im Islam als zeitbedingte nebensächliche Erscheinungen einer vergangenen Kulturepoche dargestellt werden, zu deren Änderung der Prophet, wenn er heute lebte, sicher seine Zustimmung geben würde. Namentlich in der Studentenschaft hat diese Richtung eines dynamischen, anpassungsfreudigen Islams, der auch der modernen Wissenschaft weit geöffnet ist, viele Anhänger.

Dennoch ist auch der Islam im Schwarzen Afrika von der allgemeinen religiösen Krise ergriffen, die eine Folge der industriellen Revolution ist. Es droht ihm von unten die Proletarisierung der Massen in den Formen der technischen Zivilisation, und von oben die Laisierung seiner Eliten. Die Erschütterungen im soziologischen Gefüge werden für ihn verhängnisvoller als für das Christentum, da bei ihm alle Gesellschaftsformen einen ausschließlich religiösen Charakter tragen. Ausgezeichnet beleuchtet diese Situation ein Wort, das P. Paul Grillou WV jüngst schrieb („Union Missionnaire du Clergé de France“ Nr. 12, 1955): „Erschüttern Sie die soziologischen Grundlagen des Christentums, so wird das Evangelium nicht darunter leiden, selbst wenn die Christen darunter leiden. Erschüttern Sie aber die soziologischen Grundlagen des Islams, so wird nicht nur der Islam darunter leiden, sondern auch seine Religion. Es kann nicht anders sein: Der Islam teilt das Geistliche vom Zeitlichen nicht genügend ab.“

Wenn man die Berichte der katholischen Missionare über die seelische Lage der sogenannten Evoluierten aus den Reihen des Islams im Schwarzen Afrika vergleicht, begegnet man stets der gleichen Feststellung. Bei einer von Haus aus schwachen Durchbildung in ihrer Religion, die später keine der geistigen Entwicklung entsprechende Vertiefung erfährt, bleiben sie äußerlich mehr oder weniger den Formen des islamischen Brauchtums treu, zeigen aber kein Interesse für Religion. Die mohammedanischen Lehrer an den französischen Staatsschulen im Schwarzen Afrika neigen dem laizistischen Geist dieser Schule zu. In einer Studentenvereinigung des Sudan wurde als Ergebnis einer Diskussion proklamiert: „Alle Religionen sind gut, und der Islam ist der Weg der Schwarzen.“ Dabei ging man auf den Kern der religiösen Frage gar nicht ein. Bei den Massen bewirkt das westliche Arbeitssystem an den Industriezentren (persönlicher Arbeitskontrakt) nicht nur die Loslösung des Individuums aus den Bindungen des mohammedanischen Sozialsystems, sondern es reizt auch zum intellektuellen und moralischen Unabhängigkeitsgefühl im Sinne des Bewußtseins der Bindungslosigkeit. Und welcher Einbruch in das sakrale mohammedanische Denkgefüge ist erst die Tatsache, daß auch Frauen in persönlichem Arbeitsvertrag zu einer Unabhängigkeit kommen, die dem Geiste des Islams völlig widerspricht!

Die vom Geiste des Individualismus erfaßten mohammedanischen Arbeiter kämpfen nun in den Kadern des westlichen Industriesystems um ihre Rechte auf politischer Ebene. Diese Ebene ist aber nicht mehr die politische Ebene des Islams, sondern die der modernen Formaldemokratie. Man kann so voraussehen, daß der Islam als solcher nicht das Formungselement einer neuen Ordnung im Schwarzen Afrika sein wird, vielmehr die Politik im Rahmen der technischen Zivilisation.

Man sieht aus dieser kurzen Deduktion, wie falsch es ist, wenn man in christlichen Kreisen die Geisteskämpfe im Schwarzen Afrika nur unter der Sicht des Kampfes zwischen Christentum und Islam betrachtet bzw. wenn man sagt: „Das Afrika von morgen wird entweder mohammedanisch oder christlich sein.“ Zwischen beide schiebt sich, beide bedrohend, der moderne Diesseitsgeist, der Materialismus und der Kommunismus, der auf seine Stunde wartet. Und der Kommunismus ist gerade auf die politische Ebene eingestellt, das entscheidende Schlachtfeld, auf dem die werdenden Staatsgebilde Afrikas um die innere Neugestaltung ringen.

Der Kommunismus verbündet sich mit dem afrikanischen Nationalismus. Er hat auch keine Schwierigkeit, sich mit jenen Mohammedanern der Bildungs- und Halbbildungsschicht Afrikas zu verbünden, die den ganzen Islam entweder nicht mehr leben wollen oder (in der neuen Zivilisation) nicht mehr leben können. Der Kommunismus schickt sich an, gerade diese Evoluiertenschicht zu unterwandern, wie er gleiches bei den christlichen Evoluierten versucht, die die Substanz ihres Glauben preisgegeben haben. Auch in Afrika wendet er sich zunächst der Bildungsschicht zu, die durch die westlichen Schulen ging. Die inzwischen vom praktischen Materialismus erfaßten Massen der schwarzen Mohammedaner an den Industriezentren und in den Städten werden dann von kommunistisch geschulten Evoluierten leicht zum bewußten dialektischen und militanten Materialismus geführt werden können. Die Entwicklung des internationalen Lebens gibt dem afrikanischen Marxismus starken Auftrieb. Ein Missionar schrieb aus Westafrika (Fides Documentazione, 12. 2. 1955): „Man muß klar sehen, daß die zahlenmäßig stärkste Tendenz zweifellos die mohammedanische ist. Aber wegen des Eintritts des Schwarzen Afrikas in das internationale Kräftespiel ist die dynamischste Kraft unzweifelhaft der Marxismus, der aus den wiederholten Erfolgen der kommunistischen Politik in der Welt und dem daraus für ihn entspringenden Ansehen Nutzen zieht.“

Islam und Christentum stehen im Schwarzen Afrika vor noch anderen Aufgaben, als sich im Wettkampf um die Gewinnung der letzten Millionen von Primitiven zu erschöpfen. Sie müßten erkennen, daß eine dritte Kraft sie beide bedroht und den Glauben an den einen Schöpfergott, den sie bekennen. Man kann nicht sagen, daß der Gegensatz zwischen Islam und Christentum sich seit 50 Jahren verschärft hat. Im Gegenteil. Dieser Feststellung tut auch die Tatsache keinen Abbruch, daß neuerdings kleine Gruppen von mohammedanischen Jugendlichen (Algerier und Senegalesen, Abgesandte des Istiqlal) Zentralafrika durchziehen, Kolonialregierungen und Christentum in einem Atem bekämpfen und zugleich Lobeshymnen auf Moskau singen. Wir wollen es als ein gutes Zeichen betrachten, wenn hier und da Gruppen gebildeter Jugend aus dem islamischen und christlichen Lager miteinander Fühlung nehmen. In Französisch-Westafrika hat sich an Gymnasien und Kollegien eine „Katholische Studierende Jugend“ organisiert, die sich direkt an die „Internationale Katholische Jugend“ angeschlossen und mit der Vereinigung der mohammedanischen Studenten in Kontakt steht. Beide wollen im gemeinsamen Glauben an Gott alles das suchen, was eine friedliche Zusammenarbeit und eine gemeinsame Tätigkeit zum Wohl der Heimat sichert (Osservatore Romano, 1. 12. 1955).